



GUT FÜR SICH SELBST UND ANDERE SORGEN

Vom Umgang mit Brüchen im Leben

Liebe Leserin, lieber Leser!

Kintsugi (japanisch für „Goldflicken“) ist eine traditionelle japanische Reparaturmethode, wenn Keramik zu Bruch gegangen ist. Die einzelnen Bruchteile werden wieder zusammengeklebt und durch die goldene Kittmasse wird die ehemals zerbrochene Keramik nicht nur wieder heil, sondern um so wertvoller.

Wir hoffen Ihnen in diesem Pfarrvereinsblatt wertvolle Artikel über Brüche im Leben und vor allem, wie sie wieder „gekittet“ werden können oder gar nicht erst entstehen, zum Lesen geben zu können. Deutlich kreisen diese Artikel um die Fragen der Selbstfürsorge und Selbststärkung, aber auch darum, wie wir uns gegenseitig in aller Brüchigkeit helfen und unterstützen können. Die Artikel geben viel zu denken für unseren Berufsstand. Darüber hinaus finden Sie einen sozusagen „offenen Brief an Putin“, den Artikel der Pfarrvertretung, der noch einmal – eher in abgrenzender Weise – über das Berufsgruppenprofil von Pfarrer_innen und Diakon_innen nachdenkt, und einige anregende Buchbesprechungen.

„Kintsugi“ gelingt wohl nur, wenn die Brüche und Scherben noch die ursprüngliche Form erahnen lassen oder zumindest die Keramik nicht in „alle Teile zerbrochen“ ist. Es ist eine bittere Erfahrung, wenn das im Leben passiert. Wer setzt uns dann wieder zusammen? Mühevoll aus all den Einzelteilen? Im persönlichen und/oder im beruflichen Bereich? Hier „einfach“ von Gott zu reden, dass er das täte, kann zynisch wirken. Aber auch trostreich. Und

immer kreuzt die Frage: Was sind wir denn als Ganze? Als ganze Pfarrerrinnen und Pfarrer? Wer macht uns zu Ganzen? Unser Amt? Oder wir als Person? Oder die anderen?

Was also Ihnen und uns wünschen? „Hals- und Beinbruch“? Dieser Wunsch mutet merkwürdig an. Denn nur im Nachhinein gilt: Fast wertvoller werden Menschen, wenn ihr Leben aus Bruchstücken wieder zusammengefügt ist. So wünschen wir Ihnen Gründe für diese Dankbarkeit und für alles andere: Passen Sie selbst und gegenseitig auf sich auf, dass Sie möglichst ganz bleiben und wenige „Sprünge“ oder kleine Brüche bekommen.

Für die Schriftleitung



Hinweis auf die nächste Ausgabe

Folgende Schwerpunktthemen sind in unseren nächsten Pfarrvereinsblättern mit dem entsprechenden Redaktionsschluss geplant:

- Ausgabe 10 Lebendige Steine?
Von der Zukunft kirchlicher Immobilien,
Redaktionsschluss 25. August

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung.

Herausforderung „Selbstfürsorge“ in Zeiten von individuellen, gesellschaftlichen und globalen Erschöpfungsphänomenen

■ **Wie können wir als Pfarrerinnen und Pfarrer in unserem Beruf für uns selbst sorgen? Dieser Frage geht für uns Christoph Lang, Pfarrer für Beratende Seelsorge, Personenzentrierter Berater und Coach (GwG), Supervisor (DGSv) und Leiter der Ökumenischen Krisen- und Lebensberatungsstelle brücke in Karlsruhe, nach und macht Mut zur Selbstfürsorge.**

Die vielschichtige Frage nach einem guten Umgang mit mir selbst, mit anderen und mit unserer Welt in Krisen- und Umbruchzeiten berührt Themen wie Selbstfürsorge, Selbstmitgefühl, Selbststeuerung oder auch Selbstwertregulation. Seit einigen Jahren ist das ein Gegenstand von Weiterbildungen in Seelsorge und psychologischer Beratung, in Coaching und Supervision. Das Thema betrifft alle, privat und beruflich, sowohl Ratsuchende als auch jene, die „hilfreich in Beziehung sein“ wollen, mithin in besonderer Weise Pfarrerinnen und Pfarrer mit einer Fülle und Dichte von (auch digitalen) Interaktionen in unseren Berufen.

Bei mir selber anfangen, aber nicht bei mir stehen bleiben...

Über die Herausforderungen der Selbstfürsorge im Pfarrberuf, die in vielen Bereichen dem ähneln, was Führungskräfte in Industrie und Wirtschaft erleben, ist schon viel Kluges gesagt worden. Die Kunst und

Der notwendige und heilsame Kontakt zu meinem inneren Erleben.

die Notwendigkeit, sich selbst auf der Spur zu bleiben, bedeutet für mich in diesem Zusammenhang, immer wieder bei mir selber anzufangen, aber nicht bei mir stehen zu bleiben. Dieser notwendige und heilsame Kontakt zu meinem inneren Erleben, der auch schwierige Gefühle weder dramatisiert noch bagatellisiert, kann gefördert werden durch eine vielfältige, je nach Person sehr unterschiedlich ausgeprägte Praxis. Ich denke dabei an geistliche Übungen und Formen von Meditation und Gebet, an je nach Bedarf einsame oder gemeinsame Formen des Rückzugs in die Stille und den Austausch, aber auch an Angebote der Seelsorge, Beratung und Supervision, in denen ich mir selber auf der Spur bleiben kann und beständig dazulerne.¹ Nicht zuletzt sind hier die wertvollen Weiterbildungen unseres Zentrums für Seelsorge zu nennen, exemplarisch nenne ich hier eine Kurswoche in Feldberg-Falkau 2022 mit dem Thema „Zum Glück bin ich endlich“ – all dies sind hilfreiche Angebote und Ideen, die mich bei diesem Thema in Theorie und Praxis unterstützen können.

Von „Rhythmisierung, Entschleunigung, Strukturierung“ und von Endlichkeit

Pastoraltheologisch scheint es mir wichtig, eine eigene stimmige Praxis zu entwickeln, verbunden mit der jeweils neu zu hörenden Einladung: Ich darf herausfinden, was mir guttut. Das ist von Person

zu Person und in unterschiedlichen Lebensphasen anders. Das schließt Leib, Seele und Geist mit ein. Im Sinne einer „strukturbezogenen Seelsorge“, die darauf achtet, welche hilfreichen Rituale ich aus meiner eigenen spirituellen Tradition (wieder-) entdecken könnte, kommt zu der Erkenntnis dann die Herausforderung der Umsetzung: „Du musst Dein Ändern leben!“ Rhythmisierung, Entschleunigung und Strukturierung sind nicht nur Schlagworte der Burnout-Prophylaxe. Sie sind gerade für Menschen im pastoralen Dienst wichtig.

Aktion und Kontemplation sind dabei wie die zwei Seiten einer Medaille christlichen Lebens. Wir sind und bleiben in unseren Lebens- und Arbeitsvollzügen herausgefordert, nicht nur für andere Orte und Zeiten der inneren und äußeren Einkehr zu ermöglichen, sondern uns *auch selbst* von Zeit zu Zeit in „heiterer Resignation“ (Kurt Marti) zurückzuziehen, um für unsere eigenen Bedürfnisse an Leib, Seele und Geist aufmerksam zu bleiben.

Was für ein Glücksfall, wenn dies wie in vielen pastoralen Arbeitsbereichen gerade kein Gegensatz ist, für den anderen *und* zugleich für mich selber zu sorgen – von der Predigtvorbereitung angefangen, die auch ein Ort meiner eigenen spirituellen Suche ist, bis hin zur Feier des Gottesdienstes, den nicht ich „halte“, sondern in dem ich oft genug auch erlebe, „gehalten zu sein“. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit kann außerdem dazu verhelfen, angesichts eigener Be-

grenzungen und vom Ende her betrachtet die eigenen Prioritäten immer wieder zu überprüfen. Wer einübt, endlich zu leben, gerade auch in der Kirche, wird üben, sich täglich unabhängiger zu machen von den Erwartungen anderer.

Wer einübt, endlich zu leben, wird üben, sich täglich unabhängiger zu machen von den Erwartungen anderer.

Sie oder er wird auch darin sich einüben, angesichts eigener Endlichkeit immer wieder das Lustprinzip zu entdecken, um zugleich sich hier und da selbstlos zu

verschwenden und achtsam auf das zu schauen, was gerade wachsen will. Der Gedanke aus Ps 90 steht dabei hilfreich im Hintergrund: „Lehre uns das Leben bis zum Tode in deinem Sinne zu gestalten.“

Der größere Zusammenhang: „unsere Art zu leben“

Ich möchte den Blick jetzt aber noch genauer auf den größeren Zusammenhang, das Erleben der großen Krisen und Umbrüche unserer Tage lenken. In den Gesprächen unserer Krisenberatungsstelle wird mir Tag für Tag deutlich, dass depressive, hochsensible oder verängstigte Menschen in ihren seelischen Krisen einen hohen Preis bezahlen für „unsere Art zu leben“. ³ Es geht längst nicht nur um Fragen des Klimas, es geht um Arbeits- und Informationsverdichtung, um Selbstoptimierung, um exzessive Mediennutzung und den Verlust an haltgebenden Strukturen, auch in unseren Kirchen.

Ob und wie es uns gelingt, in unseren Kirchen gemeinsam einen neuen enkeltauglichen Lebensstil zu entwickeln? Ob wir an den richtigen Stellen in Kontakt sind mit denen, die „unterm Rad“ sind?

Seit einiger Zeit beobachte ich, wie meine Wahrnehmung zwischen individuellen, gesellschaftlichen und globalen Krisen oszilliert. „Das soziale Klima, das politische Klima, das Beziehungsklima, das psychische Klima und das globale Klima sind untrennbar“, schreibt der Kulturphilosoph Charles Eisenstein.⁴ Gut für sich selbst und andere sorgen – im Ausgang des Anthropozäns ohne ich, dass es an der Zeit ist, die Ökologie durchgängig zu denken als im Wortsinn eine ganzheitliche Lehre von den Beziehungen aller Lebewesen untereinander. „Mit dem Raubbau am Leben auf der Erde geht ein Raubbau an unseren Seelen einher.“⁵ Das weitet meinen Blick auf die größeren Zusammenhänge und lädt dazu ein, einem extraktivistischen Lebensstil (Jürgen Mane mann⁶), der aus allem alles rauszuholen versucht, einen regenerativen Lebensstil (Eva von Redecker⁷) entgegenzustellen, der schonend ist und darauf abzielt, so zu agieren, dass nicht das Aufbrauchen, sondern das Regenerieren im Mittelpunkt steht. Im Bild gesprochen: Es kann eben nicht länger darum gehen, ab und zu „aufzutanken“ und den Tank wieder zu füllen, um dann wieder Gas geben zu können.

Als Leitbild finde ich hier das Modell des Dynamos stark, der beim Fahrradfahren durch meine Aktivität Strom produziert. Ein Bild für ein Leben und Arbeiten (!), bei dem während des Tuns bereits zugleich auch Regeneration passiert. Weil der Umgang mit den großen Krisen (Klima, Pandemie, Krieg, Demokratie usw.) nicht losgelöst gesehen werden kann von den

individuellen Krisen und Brüchen im eigenen Leben, könnte das konkret bedeuten, tatsächlich „unsere und konkret meine eigene Art zu leben“ grundsätzlicher in Frage zu stellen. Anders zu leben und anders zu handeln, mit und an mir selbst und mit und an allem, was lebt. Bei mir selbst anfangen, den allgegenwärtigen und nicht zu übersehenden Tendenzen der (Selbst-)Ausbeutung und (Selbst-)Optimierung alles Lebendigen immer wieder einen heilsamen Riegel vorzuschieben.

Am Ende wieder: „Entschleunigung, Einkehr, Selbstreflexion“ und ein gutes Beispiel

Ganz erstaunlich und ermutigend finde ich, wie gegenwärtig an unterschiedlichsten Orten dieser größere Zusammenhang gesehen und formuliert wird. Beispielhaft sei hier das Projekt „Entschleunigung, Einkehr, Selbstreflexion“ am Karlsruher Transformationszentrums für Nachhaltigkeit und Kulturwandel KAT genannt. Unter dem Handlungsfeld „Reflexion und Kontem-

Nicht das Aufbrauchen, sondern das Regenerieren soll im Mittelpunkt stehen.

plation“ entstand dort u. a. die Verabredung, sich alle 6–7 Wochen in einer „Fokuswoche“ Zeit für vertiefte und konzentrierte Arbeit zu nehmen, möglichst ohne Ablenkung und Meetings.⁸ Es scheint mir sinnvoll, dass wir auch in unseren Kirchengemeinden, Werken und Diensten in diesem Sinne weiterdenken und nicht nur dem Einzelnen überlassen, was uns alle betrifft. Ich plädiere dafür, aus guten theologischen Gründen künftig die Wechselwirkungen individueller, gesellschaftlicher und globaler Erschöpfungsphänomene⁹ noch kritischer in den Blick zu

nehmen – und vermute, dass dies bei mir selber anfängt, ohne bei mir aufzuhören. Vielleicht werden wir so in der Fürsorge für alles, was lebt (uns selbst, unsere Mitmenschen und die ganze Schöpfung) noch deutlicher als bisher an der Seite der Mühseligen und Beladenen (Menschen, Tiere, Pflanzen) stehen. Ich verbinde damit das Bild einer Kirche unterwegs, die sich aus der Komfort-Zone herausbewegt und „jenseits bürgerlicher Religion“ (J.B. Metz) im Sinne einer „Initiativkirche“ (Jürgen Manemann) gemischte Allianzen eingetht mit allen, die „anders leben“ wollen.¹⁰

Selbstfürsorge, so meine Beobachtung in der Krisenseelsorge und Lebensberatung, ist nicht mehr isoliert zu denken und zu betreiben. Es lohnt sich auch hier und gerade jetzt der Blick aufs große Ganze.

■ Christoph Lang, Karlsruhe

- 1 Eine wohl auf Franz Jalics SJ zurückgehende Priorisierung bleibt für mich in diesem Zusammenhang höchst hilfreich: Erste Priorität ist genügend Schlaf. Die zweite Priorität gilt der Bewegung. Die dritte Priorität ist das Gebet bzw. die Kontemplation. An vierter Stelle steht die Zeit für die Menschen, die mir persönlich wichtig sind. Und erst an fünfter Stelle steht die Arbeit.
- 2 Den Gedanken einer „strukturbezogenen Seelsorge“, die die rhythmisierenden und strukturierenden Aspekte einer gesunden praxis pietatis (wieder-)entdeckt, habe ich entfaltet in: „Leben und volle Genüge: Zur Idee einer strukturbezogenen Seelsorge“. Seelsorge im Gespräch. Pastoralblätter 163 (2023) 875-878.
- 3 In Anlehnung an die Psychotherapeuten Helmuth Beutel und Reinhard Tausch habe ich die Idee einer „palliativen Seelsorge“ entwickelt für jene Menschen, bei denen der alltägliche Kampf ums psychische Überleben so weit stabilisiert werden konnte, dass keine Klinikeinweisung mehr erforderlich wurde und sie ihre alltäglichen Beziehungen zu Mitmenschen etwas erweitern konnten. Viele davon werden bei uns in der Beratungsstelle begleitet. Ausführlicheres dazu in meinem Aufsatz „Kämpfen“. Seelsorge im Gespräch. Pastoralblätter 163 (2023) 378-381.
- 4 Charles Eisenstein (2020): Wut, Mut, Liebe: Politischer Aktivismus und die echte Rebellion, S. 60.
- 5 A.a.O., S. 59.
- 6 Vgl. Jürgen Manemann (2021): Revolutionäres Christentum: Ein Plädoyer (X-Texte zu Kultur und Gesellschaft).
- 7 Vgl. Eva von Redecker (2020): Revolution für das Leben: Philosophie der neuen Protestformen.
- 8 Vgl. https://www.transformationszentrum.org/news_selbstversuch-entschleunigung.php, abgerufen am 26.04.2024.
- 9 Vgl. dazu Byung-Chul Han (2010), Müdigkeitsgesellschaft, und: Maja Göpel/Eva von Redecker (2022): Schöpfen und Erschöpfen.
- 10 J.B. Metz (1980), Jenseits bürgerlicher Religion: Reden über die Zukunft des Christentums, S. 18, geht interessanterweise „von der Vermutung aus, dass die Kirche an Strahlkraft nicht deswegen eingebüßt hat, weil sie zu viel fordert, sondern weil sie eigentlich zu wenig zumutet bzw. ihre Forderungen zu wenig deutlich unter den Prioritäten des Evangeliums selbst vorträgt. Wenn sie evangelisch ‚radikaler‘ wäre, bräuchte sie vermutlich gesetzlich nicht so ‚rigoros‘ sein“.

Gut für sich selbst und für andere sorgen.

Vom Umgang mit Brüchen

■ **Gabriele Hug, Pfarrerin an der Christuskirche in Karlsruhe, lässt uns Anteil haben an ihren „pfarralltagsgesättigten“ Überlegungen zu dem, was geschieht, wenn das Leben brüchig wird. Ehrlich, lesenswert und demütig weise führt sie uns hinein in eine Haltung der „gelassenen Sorge“.**

Wenn ich Zeit habe, in Buchhandlungen herumzustöbern, bemerke ich häufig die vielfältige Auswahl von Lebensratgebern aller Couleur. Vermutlich gibt es keinen Bereich menschlicher Existenz, der nicht irgendwie entwickelt, geschult, verbessert, einem wie auch immer gearteten Ideal ähnlicher werden könnte, wenn man nur das richtige Werk liest und dementsprechend lebt. Das Internet hat diesen Markt noch einmal explodieren lassen. In jeder Frage verspricht eine quietschbunte Palette von möglichen Angeboten „richtige“ Lebens- und Berufswege, beschwerdefreie Tage, problemlose Kommunikation; und wem das immer noch nicht reicht: pures, selbstverständlich dauerhaftes Glück.

Seien es Nahrung, Sexualität, Kommunikation, Beziehungsgestaltung, allgemeine Lebensführung – es gibt Tipps, Tricks, Coachings für alles Mögliche, die alles möglich erscheinen lassen. Vor allem gefragt: die Selbstoptimierung. Die Versuchung ist groß, zu denken: Wenn ich nur genügend Techniken entwickeln

Eine quietschbunte Palette von möglichen Angeboten verspricht uns „richtige“ Lebens- und Berufswege.

lerne, Fortbildungen absolviere, so käme ich doch mit nahezu allem zurecht. Kein Wunder, dass das Wort „perfekt“ inzwischen zum Ersatz für „danke“ oder „in Ordnung“ wurde.

Doch es ist immer einfach, das zu beschreiben, wogegen sich innerer Widerstand regt. Meine Erfahrungen sind andere als die oben beschriebene, und bei der Beschäftigung mit der Fragestellung lässt sich aus meiner Sicht sagen, dass es eine äußere (was tue/lasse ich?) und eine innere Seite gibt (in welcher Haltung geschieht dies?).

A) Die äußere Seite: Was tue (oder lasse) ich?

Die äußere Seite, was tue oder lasse ich: Ich frage in einer Gruppe engagierter Ehrenamtlicher, die zehn Anwesenden sind zwischen 20 und Anfang 70 Jahre alt: Wie sorgt ihr für euch in Zeiten von Brüchen, Niederschlägen, Krisen? Drei unter ihnen sind Berufsmusikerinnen, und sie finden Trost, Ablenkung, Stärkung in der Musik.

Die Männer gehen raus in die Natur, oder sie beginnen etwas Neues; der eine spricht von „Wirbel machen.“ Das hat vielleicht etwas mit Selbstwirksamkeit zu tun, die uns in schweren Zeiten, wenn der Boden nicht sicher ist, abhanden zu kommen droht. Ich muss etwas gestalten können,

höre ich heraus. Nicht einfach sich abfinden mit dem, was gekommen, manchmal regelrecht hereingebrochen ist. Einer sucht sich eine bis dato unbekannte Beschäftigung oder er frischt auf, was (zu) lange liegen geblieben ist. Die Frauen dagegen erwähnen das „Ausheulen“, mit Freundinnen und Freunden reden, Gemeinschaft suchen. Beziehungen stabilisieren. Manchmal sind es gerade die banalsten Dinge wie die wortlos gebrachte Tasse Kaffee, die als liebevolle Geste tröstet. Es scheint immer noch so zu sein, dass zumindest auf der bewussten Ebene die Frauen sich über ihr Angewiesen-Sein auf andere klarer sind und nach Kontakt mit Verbündeten suchen.

Ausgerechnet der Jüngste spricht davon, dass ihm das Lesen in der Bibel hilft. Er ist nicht so der wortreiche Analyst. Aber er macht deutlich, dass ihm der biblische Horizont mit seiner grenzüberschreitenden Weite auch den eigenen Horizont ausdehnt und gleichzeitig Stabilität, Geborgenheit vermittelt. Das erlaubt auch den anderen, ihre „spirituellen“ Erfahrungen vorsichtig zu artikulieren. Von Antworten, die sich erst viel später einstellen, höre ich, von Führung, die man gespürt hat.

Nach wenigen Minuten bestätigt sich einmal mehr: hilfreich bedeutet für jede*n etwas anderes. Alleine losziehen, Sport treiben oder mit vertrauten Menschen zusammensitzen, schweigen oder reden – das will ausprobiert sein, manchmal vielleicht auch riskiert. In der Seelsorge fallen gerade in kritischen Phasen Sätze

mit dem Beginn: Ich hätte nie gedacht.... In den Phasen unseres Lebens, in denen wir, meist ungewollt, Abschied von etwas oder jemanden nehmen müssen, wird es mitunter notwendig, sich regelrecht neu zu erfinden. Vertrautes trägt nicht unbedingt weiter. Manchmal existiert es einfach nicht mehr. Und das Neue, es scheint noch gar nicht in Sicht, geschweige denn begreifbar. Eine psychische Suchbewegung, die ihren Ausdruck eben auch darin finden kann, sich herauszubewegen aus der bislang bekannten Zone.

Die Antworten der Musikerinnen bringen mich ins Grübeln. Wie ist das anlog bei uns Pfarrersleuten? Finden wir Trost in dem, was wir beruflich tun? Im Gebet, Bibelstudium, Feiern von Gottesdiensten? Wie sorgen wir geistlich für die, die uns anvertraut sind und auch für uns selbst? Manchmal segne ich Menschen beim Abschluss eines Besuches. Sie sind ausnahmslos tief berührt, oft stehen Tränen in ihren Augen. Das „bündelnde“ Gebet am Ende von Beerdigungsgesprächen findet hingegen kaum noch statt – mein Eindruck ist in aller Regel, es würde die Menschen überfordern und ihnen etwas überstülpen. Wenn es jedoch passt, kann es buchstäblich heilsam sein – der Fenster zum Himmel wird geöffnet. Der Horizont dessen, was größer ist als das Jetzt und das Wir, rückt ins Blickfeld, weitet Herz und Verstand.

Noch ein Merksatz von einem meiner Lehrer: Viele Menschen denken, sie müssten dies und jenes tun, damit sie weiter-

kommen. Sie strengen sich (und andere) furchtbar an. Dabei wäre es manchmal viel hilfreicher, Dinge zu lassen und manches einfach nicht zu tun.

B) Die innere Seite: Haltungen

I Nüchternheit

Bei der Sorge für andere und für sich halte ich Nüchternheit für eine sehr hilfreiche Kategorie. Nüchternheit rechnet mit Gegebenheiten, auch wenn sie mir nicht passen oder wenn sie mein Vorstellungsvermögen gegen den Strich bürsten. Nüchternheit bedient sich des Verstandes und nähert sich der „Wirklichkeit“, besser den Wirklichkeiten, an, kann sie bestenfalls einordnen und ggf. auch in einem Rahmen sehen. Vor einigen Jahren hörte ich bei einem Kurs von einer erfahrenen Therapeutin den beinahe nebenbei geäußerten Satz: „Jede Lösung hat ihren Preis.“ Für mich bedeuteten diese Worte eine Befreiung und eine Entlastung. Es gibt sie nicht, die optimale, nebenwirkungsfreie, allen Seiten gerecht werdende und selbstverständlich einfache Strategie.

Wer sich nüchtern umschaute, weiß ganz gut, dass die Welt kein heiler Ort ist, nirgendwo; er, sie sieht, dass Menschen einander Unsägliches antun und weiß auch, dass er oder sie selbst nicht frei von Abgründen ist. Anzuerkennen, dass es das alles gibt, was es gibt, aber sich nicht davon verstören zu lassen, kann Sicherheit auf unsicherem Terrain vermitteln und ermöglichen, sich noch weitere Dinge anzuschauen, die man bisher vermieden, verdrängt, schamhaft verborgen hat.

Es hilft auch niemandem in der Seelsorge, wenn die Seelsorgenden vor lauter emo-

tionaler Betroffenheit irgendwann wirken, als bräuchten sie selbst Begleitung. Das schließt keineswegs empathisches Mitgehen oder Betroffenheit aus, ebenso wenig wie Idealismus und die Sehnsucht nach besseren Zuständen. Wenn Menschen spüren, dass sie hier so gut wie alles sagen dürfen und nicht eine große Erschrockenheit, Abwehr oder ähnliches spüren, entsteht ein Raum, in dem Prozesse eher möglich werden. In der Hand habe ich das allerdings nicht, und so komme ich zur Demut, zu der eine nüchterne Haltung mich fast automatisch führt.

II Demut

Was haben sich die Theolog*innen meiner Generation an diesem Wort abgearbeitet, vor allem wir Frauen! Zu Recht. Ungutes ist geschehen mit einem missbräuchlichen Verständnis von Demut. Demut als Unterwürfigkeit, die die Zustände als gottgegeben hinnahm, die sich an die eigenen Gaben nicht erinnerte und sich in bestenfalls übersteigerter Bescheidenheit still und unauffällig im Hintergrund hielt. Inzwischen gewinnt das Wort an Konjunktur, erstaunlicherweise ausgerechnet im Spitzensport.

Wikipedia bietet eine schöne Definition für Demut, die sehr kurz gefasst damit wiedergegeben kann, dass Demut bedeutet, den unendlichen Abstand zwischen Gott und Menschen, Schöpferkraft und Geschöpf anzuerkennen. Damit lerne ich, mit meinen Unzulänglichkeiten, Halbheiten, Grenzen zu leben, ohne Koketterie und nicht, um mich aus der Verantwortung zu stehlen. Den Platz, an dem ich stehe, sollte ich schon gut ausfüllen können. Und es

kann sehr reizvoll, überraschend und befriedigend sein, sich gelegentlich aus der Komfortzone herauszuwagen, Grenzen auszuloten. Immer mit dem Risiko, dass es scheitern kann, durchaus auch in der Seelsorge. Doch ich merke, wie wenig ich mitunter ausrichten kann. Wir sind keine Retter*innen. In

den wirklich entsetzlichen Momenten, wo wir angesichts von monströsen Schicksalsschlägen sprachlos zu werden drohen, ist vielleicht genau das stumme Aushalten die einzig angemessene Reaktion. Dableiben, der eigenen Verzagtheit zum Trotz (der Bruder der Demut!). Wir stehen, gehen, weben zwischen dem, was wir vermögen und dem, was uns nicht gegeben ist. Da darf, soll man gnädig mit sich selbst sein, wenn man hin und wieder auf der einen oder anderen Seite vom Pferd fällt.

Während vieler Jahre, in denen ich in der Polizeiseelsorge arbeitete, hörte und erlebte ich Geschichten, die man sich gar nicht ausdenken kann, berührende, entsetzliche, die ganze Bandbreite menschlicher Existenz. Niemand will da kluge Worte hören. Später vielleicht, aber auch nicht sicher. Die schiere Anwesenheit scheint mir nach wie vor wichtig. Und es dann für mich selbst, für mein Gegenüber in Gottes Hände abzugeben, weil es nur dort irgendwie aufgehoben sein kann. Da bin ich immer wieder und immer noch Lernende. Ein junger Mann, der seine Partnerin auf dramatische Weise verloren hatte und sehr trauerte, sagte zu mir: „Ich hab’ keinen Groll gegen meinen Gott.

Ich versteh’ es nur nicht.“ Das beeindruckt mich noch immer. Sein Schmerz, seine Fassungslosigkeit, seine Wut auf die Umstände – er gab es alles ab an Gott, einschließlich seines Unverständnisses. Und das führt mich zur dritten Haltung,

Die schiere Anwesenheit scheint mir nach wie vor wichtig.

III Gott vertrauen


Gut für mich und für andere zu sorgen beinhaltet eine unmittelbar geistliche Dimension. Der Gottesdienst steht bei mir dafür an erster Stelle. Im Grunde gilt das auch für die Seelsorge, mindestens als Quelle für mich. Alles andere können viele andere ebenso gut, manchmal sogar besser als wir. Der Gottesdienst ist unser Alleinstellungsmerkmal. Mit anderen zu-

Gott hat das letzte Wort. Seine Geschichte mit uns schreibt Gott weiter. Das hält etwas offen.

sammen singen, beten, die alten Geschichten und Texte zum Leuchten bringen und mit der Wirklichkeit verknüpfen – das erlebe ich immer wieder als heilsam,

wohltuend. Die Auseinandersetzung mit dem biblischen Text, so mühsam ich sie oft empfinde, sie ist noch jedes Mal bereichernd, herausfordernd, weiterführend.

Wie viele Brüche, Katastrophen, Verfehlungen sind darin zur Erinnerung bewahrt und doch auch überwunden. Wie viel Trotz und Demut halten sie bereit, wieviel aufmüpfiger Protest gegen Gier und Ausbeutung, wieviel Anleitung zu einem halbwegs erträglichen Miteinander. Und eben solche Begriffe wie Hoffnung, Sehnsucht, Zuversicht, Liebe – sie wollen mit Leben gefüllt und anschaulich erzählt werden. Das gelingt mal mehr, mal weniger. Auch deswegen gehe ich immer wieder



gerne zu anderen in den Gottesdienst, lasse mich anregen (und aufregen, auch das...). Alleine glauben kann ich nicht. Vor und in schwierigen Gesprächen ein Gebet und die Haltung: Gottes Kraft ist hier, aber manchmal wirkt sie nicht unmittelbar oder so, dass ich es nicht wahrnehmen und sehen kann.

Und schließlich: Unser Glaube unterscheidet zwischen den letzten und vorletzten Dingen. Was hier ist, ist vorletztes. Und so ist es gut. Unsere Traditionen bestreiten den weltlichen „Mächten und Gewalten“ ihren Anspruch auf absolute Herrschaft, auf Endgültigkeit. Gott hat das letzte Wort. Seine Geschichte mit uns schreibt Gott weiter. Das hält etwas offen, wo sonst ein Buch zugeklappt wird. Wo wir, nicht nur in der Seelsorge, mit einem gerüttelten Maß an Elend oder Schuld oder Versehrungen zu tun bekommen und „nichts mehr zu machen“ ist oder es so scheint, hilft diese Unterscheidung. Die momentane Situation bekommt einen Rahmen, hinter dem es jedoch noch weitergeht. Sie ist gleichzeitig begrenzt und geweitet.

Auch hier: tun, was getan werden kann. Nicht mehr, nicht weniger. Und den Rest Gott anheimstellen.

Dies in aller Knappheit – die Sorge für andere und uns selbst für ist ein Lebensthema, im Beruf eine Lebensaufgabe.

■ Gabriele Hug, Karlsruhe

In einer Zeit des Umbruchs: Mich selbst und andere stärken

■ **Michael Lipps, u. a. ehemaliger Leiter der Telefonseelsorge in Mannheim und in unserer Kirche wohl vertrauter Lehrbeauftragter für TZI am Ruth-Cohn-Institute International, nimmt uns seelsorglich gestimmt hinein in seine Überlegungen, wie wir als Menschen und beruflich in der Kirche Tätige in so krisenhaften Zeiten wie diesen nicht nur gut über die Runden kommen, sondern einander und füreinander uns stärken können.**

*Wir können keinen Schritt bewusst tun,
ohne zu wissen, warum.*

*Wenn wir den Grund vergessen haben,
bleiben wir stehen.*

*Erst wenn wir wieder wissen,
was wir wollten, gehen wir weiter.*

*Wir müssen, um handeln zu können,
verstehen, was wir wollen und tun.*

Peter Bieri¹

Es geht, ob wir wollen oder nicht, in unserem Leben, in unserem Lieben, im Arbeiten immer um Veränderung. Alles wandelt sich, ist in Veränderung begriffen.² Die Räume, in denen wir uns derzeit bewegen – ob in den Kirchen auf unserem Teil der Erde, ob in unserer Gesellschaft oder im weltweiten Horizont –, sind durch Gefahr, durch Abbrüche und drohenden Identitätsverlust gekennzeichnet. Es sind zugleich Räume des Möglichen, des noch nicht Gelebten: Da warten Mutanwandlungen und Experimentelles, da spickeln manchmal

Erst wenn wir teilen, was uns schmerzt, was uns freut, fühlen wir uns erfrischt, richten wir uns auf.

auch schon Innovatives und Altbewährtes neuinterpretiert hervor. Werte und Wichtigkeit in meinem Leben, in unserem Zusammenleben, in meinem Arbeiten wollen hinterfragt werden, oft unter enormem innerem und äußerem Druck. „Wir müssen, um handeln zu können, verstehen, was wir wollen und tun“ – oder wir erleben uns als Getriebene.³ Erst wenn wir um unsere Wünsche und unsere Motivationen wissen, unsere Enttäuschungen artikulieren, unsere Absichten klären, wenn wir teilen, was uns schmerzt, was uns freut, fühlen wir uns erfrischt, richten wir uns auf.

Selbstfürsorge (self care), Psychohygiene, Selbstmanagement – Begriffe, die dafür stehen, dass und wie es um mich selbst geht und um meine Weise, in gutem Kontakt zu mir und auch zu anderen zu sein. Insbesondere der Begriff des Selbstmanagement weist auf meine Verantwortlichkeit in der Selbstfürsorge hin: Wie nehme ich Verantwortung für mich, mein Leben, meine Beziehungen wahr? Was benötige ich, um tagtäglich einen guten Stand, einen aufrechten Gang zu haben? Welch ein Glück, dass wir auf zunehmende Arbeitsverdichtung, auf den Bedeutungsverlust der Kirchen mit wachsender Sensibilität auf die gesundheitlichen, die sozialen, die gesellschaftlichen Schattenseiten neoliberalen Wirtschaftens antworten, wenn auch oft in einem Last-minute-Modus. Es sind in unserem Berufsfeld nicht erst die möglichen drei Tage im Jahr zur Salutogenese

Erst wenn wir teilen, was uns schmerzt, was uns freut, fühlen wir uns erfrischt, richten wir uns auf.

für Pfarrerinnen und Pfarrer zu nennen,⁴ es ist vor allem die Möglichkeit, alltagsbegleitende Supervision zu beantragen und zu erhalten: Was in unserer Kirche inzwischen als selbstverständlich gilt, ist in vergleichbaren Professionen bei weitem nicht Standard, nicht in Kliniken, nicht bei Gerichten.

In der Seelsorge und in Supervisionen kommt mir häufig entgegen, was seit der Antike zur Idee vom guten Leben gehört: sich um sich selbst kümmern, die eigenen Bedürfnisse wahrnehmen, Wünsche ernstnehmen, eigene Grenzen anerkennen, anderen gegenüber Grenzen setzen. All dies kennen wir aus Ratgebern, die sich mit Psychohygiene beschäftigen, die drohende Kollapse abzuwenden suchen; wir kennen es aus der Burnout-Prophylaxe. *Sorgen* – mit den entsprechenden Wortverbindungen, allen voran die Seel-Sorge – ist hier ein an erster Stelle und gerne gebrauchtes Wort. Gleichwohl scheue ich mich, in den Kontext eines gelingenden Miteinanders den Begriff und das Modell „sorgen“ als Leitwort zu nehmen. Wenn wir von sorgen sprechen, denken wir zuallererst an ein Passivum: Es geht darum, dass jemand geschützt werden muss. Es geht darum zu hegen, zu pflegen, zu betreuen. In der Beratungstätigkeit wird dadurch das Gefälle, das in asymmetrischen Beziehungen eh vorhanden ist, leicht verstärkt. Dennoch, dass sich jemand um mich kümmert, dass ich mich um einen Anderen kümmern darf und kann, gehört zu den Essentials unseres Seins.

Eine andere, weniger genannte Seite ist mir mindestens ebenso wichtig, liegt mir oft sogar näher. Im Unterschied zum „Sor-

gen“ sehe ich darin ein Aktivum, genauer: ein Aktivierendes. Das ist der Begriff des „Stärkens“. Ich möchte ihn komplementär zu dem des „Sorgens“ verstehen. *Stärken* heißt: jemanden darin unterstützten, sich zu kräftigen, zu stabilisieren, zu erfrischen, aufzurichten. Verschüttete Zugänge, auf Ressourcen werden freigelegt, Fähigkeiten können wieder genutzt werden, neue werden erworben. In welchen Beratungsformaten auch immer: Es geht darum, den Anderen, die Andere in seiner, in ihrer Bedürftigkeit zu sehen, ernst zu nehmen, sich zu kümmern. Vor allem aber geht es darum, den Anderen, die Andere in seinen Möglichkeiten zu stärken – die Körperspannung hilft im Sich-Halten und im Sich-Bewegen, die Stimmung bessert sich, der Gang wird leichter. Die angemessene Intervention in der Beratung ist dann nicht oder eben nicht nur „Was brauchen Sie?“. Mit ihr sind wir nahe an den Bedürfnissen und den Wünschen. Wenn wir diese Frage für angebracht halten, müssen wir allerdings aufpassen, dass wir das genannte Gefälle nicht verstärken. Wir könnten die Erwartung wecken, dass wir, was gebraucht wird, auch geben können. Deshalb halte ich es für angemessen zu prüfen, wo das Stärken das „Prae“ hat: „Wie kann ich Sie unterstützen?“⁵ ist dann die angemessene Frage.

In der TZI sprechen wir von der notwendigen Einübung in *Selbstleitung*. Darin lebt ein emanzipatorischer Impuls: Leite dich selbst. "Sieh nach innen, sieh nach außen und lerne dich selbst bestmöglich zu entscheiden."⁶ Oder, wenn es selbstreflexiv ist, wenn es um mich geht: Ich schaue nach innen, höre auf das Gewirr der Stim-

men in mir, schaue nach außen, und entscheide dann über den nächsten Schritt. Zum einen also: „Wie Sorge ich für mich? Zum andern: „Was stärkt mich?“ oder eben, wenn es um andere geht, „Wie kann ich Sie unterstützen, sich zu stärken?“ Im Sorgen und Stärken liegt ein Schlüssel für Lebensfreude und Energie. So entsteht Selbstbewusstsein, ein Bewusstsein der Interdependenzen – „Ich bin Leben inmitten von Leben, das leben will.“¹⁷

1. Balancieren – ein rechtes Maß finden

Wenn es um das Maß geht, dann geht es um *Balancieren*. Balancieren heißt: Wie es ein Zuviel gibt, so gibt es auch ein Zuwenig. Etwa zu viele Aufgaben oder zu wenig. Zu viel Zeit mit Kindern oder Enkelkindern (und damit zu wenig Zeit mit Peers oder für die Aufgaben, die anstehen), oder zu wenig Zeit mit ihnen. Stimmt das Gleichgewicht? Genügend Ausgleich? Gibt es eine Störung des Gleichgewichts? Zu viel Zeit mit Arbeit? Zu wenig? Zu viel Aktivität? Zu wenig Ruhe?⁸ Das angemessene, das für das Zusammenspiel, das im Miteinander gültige Maß wird jede und jeder für sich finden müssen. Regelungen für alle, etwa was den Umfang einer Agenda, was Arbeitszeiten angeht, sind hilfreich, mögen Orientierung geben. Sie werden die Aufgabe nicht ersetzen, das meinen Überzeugungen, meinen Neigungen, den Aufgaben, die ich für wichtig erachte, der Situation, in der ich mich befinde, Entsprechende, das meinen Kräften Gemäße zu finden, zu erproben, zu leben. Und Freiräume auf-

zuspüren, Handlungsspielräume zu entdecken.

Im Balancieren geht es um Veränderung, um Entwicklung, ganz besonders in „liminalen Schwellenräumen“⁹. *Liminalität* beschreibt zunächst den Übergang von einer Phase menschlichen Lebens in die nächste – wir haben als Pfarrerinnen und

Im Sorgen und Stärken liegt ein Schlüssel für Lebensfreude und Energie.

Pfarrer viel Erfahrung in ihrer rituellen Gestaltung. Das πάντα ῥεῖ Heraklits erleben wir heute durch die Globalisierung, durch

den Raubbau an der Natur in einer bis in unsere Generationen hinein nicht vorstellbaren, menschenverursachten Weise, gleichwohl es schon immer ein **Kennzeichen der Schöpfung ist: Alles ist in Bewegung, verändert sich und uns.** „**Wirtschaft, Finanzen und Informationen werden heute vorwiegend als in permanenter Wandlung verstanden.** Die Gesellschaft als solche ist unterwegs; und Liminalität ist nun zum zentralen Denkbild, zum vorherrschenden Zustand der heutigen Weltkultur geworden, und hat die feste Struktur an den Rand gedrängt.“ Liminalität, ausgelöst durch den drohenden Klimakollaps und die Coronaerfahrungen bei uns, durch politische und wirtschaftliche Verwerfungen, prägt bis in die Biographien, wirkt bis in die persönlich auszutragenden Krisen hinein. Was sollte für unsere Kirche anders gelten als für die Gesellschaft? Und für uns selbst?

Unterwegssein ist eine der Metaphern für Liminalität – irgendwo zwischen Aufbruch und Ankommen. Der Schwellenraum ist, als eine Übergangsphase, gekennzeichnet durch Unsicherheiten. Alte Ordnun-

gen, alte Konzepte tragen nicht mehr. Abschiede, Trennungen sind angesagt. Der Schmerz will expressiv gelebt werden. Eine Übergangsphase ist gekennzeichnet von Resignation, von Fluchtimpulsen und Depression, von Ratlosigkeit und Sinnsuche. Es ist der Raum grundlegender Veränderung. Und es entsteht – sollte ich das als Hoffnungssatz formulieren? – im Ende ein Neues, ein Anderes. Liminalität fordert, nach dem Sich-Einfinden im Fragmentarischen des Lebens, ein Einschwingen in das Fluide, in das Prozesshafte, in das Vergehen und das Werden. Das ist das Potenzial des liminalen Raums: In der Gefahr wächst auch ein Gefühl, ein Hindenken an das Mögliche. Der liminale Raum ist eben auch gekennzeichnet durch die Lust am Experimentellen, dem Wagnis von Innovation, ja, durch trial and error, getragen von Neugierde und Stauen, von Wagemut und Demut.

Im liminalen Raum ist Balancieren besonders anspruchsvoll. Hilfreich finde ich dafür den Begriff der *Dynamischen Balance*. Dynamische Balance ist ein Fachbegriff der Themenzentrierten Interaktion (TZI). Mein Fokus liegt hier nicht auf seiner Bedeutung für die Methode der TZI, sondern – im Balancieren der Pole, der Schwingungen des Lebendigen – in seiner Bedeutung für Persönlichkeitsentwicklung und Alltagsgestaltung. Dynamische Balance hat mit Statischem nichts im Sinn, der Ausgleich lebt gewissermaßen vom Ungleichge-

Im liminalen Raum ist Balancieren besonders anspruchsvoll.

Es geht nie um Ratgeberei, sondern immer um Verlockungen zu einem Leben, das noch aussteht und noch nicht versucht wurde.

wicht. Die einzelnen Pole wollen Beachtung, wollen durchlebt werden. Den Dysbalancen verdanken wir das Ekstatische, die Lust am Außer-sich-Sein, aber auch den Strudel von Angst und Gefahr. So werden wir uns ihnen nicht auf Dauer extensiv hingeben, wir werden immer wieder das Gleichgewicht, den Ausgleich suchen.

Ich entfalte dazu weiterhin einige Inspirationen aus der TZI, lege dann mit Blick auf das Konzept des *Ubuntu* eine afrikanische Perspektive dazu und frage, ausgehend von Henning Luthers Überlegungen zu „Identität und Fragment“, nach dem Stärkenden im Alltag.

2. Das Chairpersonpostulat der TZI: Leite dich selbst

Die Themenzentrierte Interaktion (TZI) ist ein von Ruth C. Cohn begründetes, frühes systemisches, wertegebundenes Konzept, das auf ein ganzheitliches Arbeiten zielt, ob im Lehren und miteinander Lernen, ob im Führen und Leiten. Es findet in ganz unterschiedlichen Arbeits- und Handlungsfeldern Anwendung. Seither weiterentwickelt im Ruth-Cohn-Institut¹⁰, wird in jüngster Zeit das gesellschaftspolitische Potenzial der TZI neu entdeckt.¹¹ Grundlegend ist das Denken in Gegensatzeinheiten. Das kommt vor allem im Ersten Axiom zum Ausdruck: „Der Mensch ist ... gleicherweise autonom und interdependent. Die Autonomie des Einzelnen ist umso größer, je mehr er sich seiner Interdependenz mit allen und allem bewusstwird.“¹² Im Zu-

sammenhang dieses Beitrags hebe ich auf das sogenannte Chairpersonpostulat ab, in seiner kürzesten Fassung heißt es: Sei deine eigene Chairperson. Sei dir deiner inneren Gegebenheiten, deiner Geschichte und deiner Umwelt bewusst. Nimm jede Situation als Angebot für deine Entscheidungen. Nimm und gib, wie du es verantwortlich für dich selbst und andere willst und weder der Natur noch anderen Lebewesen schadet.¹³ Leite dich selbst. Im Balancieren ist die Selbstleitung ein anspruchsvolles und auch beglückendes Unternehmen. Was die Innenschau, die vielen widerstreitenden inneren Stimmen angeht, können wir bei Friedemann Schulz von Thun, einem Schüler von Ruth Cohn, viel lernen.¹⁴

Was so einfach einherkommt, erfordert einen lebenslangen Lern- und Entwicklungsprozess. Selbstleitung will geübt werden: „Übe dich, dich selbst und andere wahrzunehmen ...“¹⁵ Üben erfordert Ausdauer und eine gewisse Kontinuität. Das Postulat lässt sich vielfach variieren – es gibt keinen festen Kanon, und je nach Situation werden wir neue „übende Aufmerksamkeiten“ entwickeln. Wenn ich mit Ausbildungsgruppen in der Telefonseelsorge gearbeitet habe, wenn ich Workshops zur Teambildung leite, in TZI-Ausbildungskursen, ist einer der stimulierenden Sätze für die Teilnehmenden: „Ich akzeptiere mich wie ich bin – was meine Wünsche, mich selbst zu ändern, einschließt.“ Im ersten Teil klingt das so banal, dass es in jedem Ratgeber für Lebensgestaltung stehen könnte. Der zweite Teil aber verlockt zum Aufbruch, zu einem lebendigeren, erfüllteren und

erfüllenderen Leben. Überhaupt: Es geht nie um Ratgeberei, sondern immer um „Verlockungen zu einem Leben, das noch aussteht und noch nicht versucht wurde.“¹⁶ Solche Verlockungen werden ohne die nötige Aufmerksamkeit durch Üben leicht überhört. Ich füge hier aus der Vielfalt möglicher Übungssätze beispielhaft ein paar wenige an:

- Höre auf deine inneren Stimmen, deine verschiedenen Bedürfnisse, Wünsche, Motivationen und Ideen.
- Sei dir deiner inneren Gegebenheiten, deiner Geschichte und deiner Umwelt bewusst. Nimm jede Situation als Angebot für deine Entscheidung.
- Nimm und gib, wie du es verantwortlich für dich und andere willst.
- Werde wach für deine Gefühle. Sie gehören zu deinem Wert und deiner Wichtigkeit. – Sie sind jedoch nicht gültige Aussagen über die allgemeine, geteilte Wirklichkeit. (Die Welt ist nicht so, weil ich so fühle.)
- Je mehr du dir eine offene, suchende Haltung bewahrst, umso leichter wird es dir, offen und tolerant mit anderen zu sein.

Es wird deutlich, dass, wenn ich mich auf solche Verlockungen zu üben einlasse, es mehr und mehr um eine vertiefte Selbsterfahrung geht, um das In-Kontakt-Kommen mit meinen Prägungen, mit meinen Entwicklungswünschen, oft auch um Entwicklungsnotwendigkeiten, doch noch ein anderer, eine andere zu werden. Das für mich Faszinierende daran ist, dass Selbsterfahrung im Sinne der TZI immer zugleich auch Welterfahrung ist: „Auto-

nomie (Eigenständigkeit) wächst mit dem Bewusstsein der Interdependenz (Allverbundenheit).¹⁷ Oder, nochmals mit Ruth Cohn gesagt: „Was ich sagen will, ist, dass Drinnen und Draußen – die Selbstverwirklichung, die Weltverwirklichung – sich in mir in Autonomie und Interdependenz treffen.“ Die TZI hebt auf das Entwicklungspotenzial von Einzelnen und Gemeinschaften ab – und beginnt beim Einzelnen: Je stärker das Ich, desto kraftvoller die Gemeinschaft. Dann auch: „Ich erlebe, dass ich umso autonomer bin, je mehr ich mir meiner Interdependenz bewusstwerde, und umso gemeinschaftlicher, je mehr ich meine Eigenart pflege.“¹⁸ Diese Art der Verbindung von Eigenstand und Bezogensein, von Selbstbestimmung und Abhängigsein ist mir so sonst nirgends begegnet.

3. Ubuntu – ein Geschenk Afrikas an die Welt

In der Vorbereitung einer Besuchsreise nach Südafrika vor ein paar Jahren hat mich eine Kollegin aus Hessen auf ein binationales homiletisches Forschungsprojekt aufmerksam gemacht, dessen Ergebnis in einem Buch sie mir empfahl: „Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit“.¹⁹ Ein Theologe aus Arkansas und ein Theologe aus Südafrika, ein US-Amerikaner und ein Afrikaaner²⁰, versuchen, „die närrische Praxis des Predigens zu verstehen, zu erklären, zu lehren.“ Sie sagen: „Was wir vor allem gelernt haben, ist, dass es gut ist, verunsichert zu sein. Es ist gut, aus unseren theologischen Sicherheiten her-

Was uns Ubuntu lehren will, bringt ein Sprichwort sehr gut auf den Punkt: Ein Mensch wird Mensch durch andere Menschen.

ausgerissen zu werden, aus unserer klaren Identität in den Fluss eines liminalen Evangeliums. ...“²¹

Beide eint ihr Interesse an einem „liminalen Schwellenraum“, einem „Raum, wo Veränderung, grundlegende Umwandlung stattfinden kann. Dort ist der Geist aktiv, hält die Gläubigen in Bewegung vom Alten zum Neuen. Und endlich sind diese Grenzräume die Räume des Narren.“²² In diesem Zusammenhang greifen sie unter anderem auf das Konzept von *Ubuntu* zurück.²³ In einem Satz zusammengefasst heißt das: „I am, because you are.“ Nelson Mandela und Desmond Tutu lebten aus *Ubuntu*; ihre Lebensthemen waren: Wie können wir zu mehr Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung finden?

Desmond Tutus Theologie ist von *Ubuntu* geprägt. Er sagt, „dass *Ubuntu* in Theorie und Praxis eines der größten Geschenke Afrikas an die Welt ist. ... Was uns *Ubuntu* lehren will, bringt ein Sprichwort ... sehr gut auf den Punkt: ‚Ein Mensch wird Mensch durch andere Menschen.‘“²⁴ „The profound truth is, you cannot be human on your own. ...*Ubuntu* says: Not you are

human because you think, you are human because you participate in relationship.“²⁵ Im Konzept des *Ubuntu* begegnet mir die Philosophie der TZI aus einem anderen Kontinent,

aus einer anderen Perspektive, doch nicht in der Bewegung vom Ich zum Wir, sondern vom Wir zum Ich. Einer der Hintergründe (oder auch Gegengründe) der Entstehung der TZI ist das das abendländische Denken prägende cartesianische

Welt- und Menschenverständnis: „Cogito ergo sum – Ich denke, also bin ich.“ Im ganzheitlichen Ansatz der TZI geht es hingegen immer um den Dreiklang von Empfinden, Fühlen und Denken – in Kursen, die ich leite oder mitleite, beginne ich in der Regel den Tag in der Gruppe mit einer Selbstwahrnehmung in diesem Dreischnitt. Ubuntu sieht den Ausgangspunkt nicht beim Individuum, sondern bei der Gemeinschaft, in der Theologie Tutus ist das die koinonia.²⁶

Beiden Ansätzen, sowohl der TZI als auch der Philosophie des Ubuntu, ist eine Akzentuierung der Interdependenz gemeinsam. Sie unterscheiden sich in der Gewichtung. Wir gehen in der Regel davon aus: Wenn die Bedürfnisse und die sich daraus formenden Wünsche des Individuums gesehen und ernstgenommen werden, geschieht Persönlichkeitsentwicklung, wird Identitätsbildung erleichtert, wirkt das förderlich auf die Gestalt des Wir, des Zusammenlebens. In der Philosophie des Ubuntu ist die Denkrichtung gerade umgekehrt: Wenn die Bedürfnisse der Gruppe, des Gemeinwesens, der Gesellschaft gesehen und ernstgenommen werden, haben Bedürfnisse und Wünsche der Einzelnen ihren Raum und werden respektiert. Durch Ubuntu angeregt sage ich: Indem ich die Bedürfnisse, Wünsche, das Wollen anderer entdecke, komme ich auch meinen Bedürfnissen, meinem Wünschen und Wollen auf die Spur. Die Angst, zu kurz zu kommen, verkrümelt sich. Dem Konzept von Ubuntu Beachtung zu schenken, täte unserem Zusammenleben, der Entwicklung einer erneuerten (kirchen-)politischen Kultur wohl. –

4. Unser Leben – fragmenthaft, fragil, fluide

Das Ideal der Ganzheit und Vollkommenheit spiegelt sich, allen Erfahrungen von Gebrochenheit und Unvollkommenheit zum Trotz, vielfach im Anspruch, in den Erwartungen an uns selbst. Henning Luther wendet sich gegen die Perfektions- und Ganzheitswünsche, gegen den Zwang, dass das Leben in sich stimmig und rund sei, perfekt gestylt und beispielsweise einem bestimmten Schönheits- oder sonstigen Idealen zu entsprechen habe. Die Humanistische Psychologie, etwa in Form der Personzentrierten Gesprächsführung, aber auch der Themenzentrierten Interaktion hat zumindest in ihrer populären Rezeption etwas von dem Impetus, dass Wachsen und Reifen zur in sich stimmigen Persönlichkeit führt. Da würde dann alles passen. Die stimmige Persönlichkeit ist in der Lage, was immer im Miteinander an Störungen, Konflikten und Krisen entsteht, zu bewältigen. Doch auch wenn „alles passt“, bleibt Leben komplex, unvollkommen und widersprüchlich. Henning Luther deutet das Bild vom Leben als Fragment in zweifacher Hinsicht aus.²⁷

Da sind zum einen die „Fragmente aus Vergangenheit“ – „Überreste eines zerstörten, aber ehemals Ganzen“, das Fragment als Torso, als Ruine. In jeder Phase unseres Lebens gibt es immer auch Bruch, Trennung, Verlust. Das ist der Normalfall des Lebens. Wir erleben das in Krisen von Seelsorgesuchenden, vielfach durch den Globe bedingt, in chronifizierten Krisen, hier im Unterschied zum als normal Erlebten, jedoch dramatischer, drängender.

Da sind zum andern die „Fragmente aus Zukunft“ – „die unvollendet gebliebenen Werke, die ihre endgültige Gestalt nicht – noch nicht – gefunden haben“. „Fragmente ... weisen über sich hinaus. ... Fragmente lassen Ganzheit suchen, die sie selbst aber nicht bieten und finden lassen.“

Wir sind als Einzelne nie unbeschädigt, vollkommen. Wir sind auf ein Du angelegt, wir sind für das Miteinander geschaffen, einander zugetan. Jedes Gespräch, jede Begegnung fordert uns heraus, stellt uns in Frage. „Wir sind nur wir selbst, insofern wir verletzlich und offen sind für andere.“ Die Vorstellung von einem stimmigen Leben, in sich ruhend und rund, hieße umgekehrt, dass wir unser Angewiesensein auf andere leugnen, dass wir uns dem Andern gegenüber verschließen, dass wir uns „besonders gegenüber dem fortdauernden Leiden auf und an dieser Welt“ verschließen. Empathie ist nur möglich, wo wir uns der Brüchigkeit unseres eigenen Lebens stellen, wo wir uns schlussendlich mit der Endlichkeit unseres Lebens befreunden. Das Bild vom Leben als Fragment hat immer auch eine soziale Dimension: Wir gewinnen „die Fähigkeit zu trauern, die Fähigkeit zu hoffen und die Fähigkeit zu lieben“ – Dein Geschick ist mir nicht gleichgültig, das Geschick der Erde ist mir nicht gleichgültig. Ich lasse mich anrühren, bleibe berührbar.

Viera Pirker erweitert Henning Luthers Metapher vom Leben als Fragment durch den „Gedanken der fluiden und fragilen Identität“. Mit ihm greift sie Henning Luthers „Gedanken der Nichtabschließbar-

keit auf und verstärkt [aber] die prozessualen Aspekte der Identität ...“²⁸ Das regt dazu an, Henning Luthers Metapher vom Leben als Fragment nicht allzu statisch zu sehen. Viera Pirker verflüssigt, ganz im Sinne der Notwendigkeit von Gestaltungen im liminalen Schwellenraum, Luthers Metapher prozessual. Identität, überhaupt das Leben prozesshaft zu verstehen führt zu mehr Bewegungsfreiheit, setzt auf die Entwicklungsmöglichkeiten. Hier gewinnt die Metapher des Unterwegssein, im Zwischen der Zeit als Übergangsphase verstanden, an Leichtigkeit, an Möglichkeiten, an Hoffnung:

„Das Fragile trägt die Brüchigkeit und Bruchempfindlichkeit der menschlichen Existenz in sich, ist aber nicht – wie das Fragment – unwiederholbar gebrochen oder niemals vollendet. Identität befindet sich in fluider Bewegung und ist darin mit einer subjektiven Elastizität ausgestattet; sie changiert zwischen Wandel und Stabilität.“²⁹ –

Unser Leben bleibt fragil – und zugleich voll Hoffnung. „Schmerz und Sehnsucht sind einander verschwistert.“³⁰ In dem, worauf wir hoffen, können wir wie beim andern ganz bei uns selbst sein. So werden wir als Seelsorgende, als Beratende zu Stellvertreterinnen und Stellvertretern der Hoffnung. Wir hoffen mit dem Gegenüber, wir hoffen für ihn – und bisweilen auch an seiner Stelle. Dabei laufen in der Begegnung unausgesprochen immer auch Fragen nach mir selbst mit, nach der eigenen Motivation und der eigenen Sicht von Leben und Welt. Es ist gut, sich diese mitlaufenden Fragen bewusst zu machen: Wie steht es um mich selbst? Wie

Wir sind als Einzelne nie unbeschädigt, vollkommen.

balanciere ich? Welche Hoffnung trägt und beflügelt mich? Welche Resignation beschleicht mich? Welchen Sinn sehe ich in der derzeitigen Wegstrecke meines Lebens? Wofür engagiere ich mich? –

Drei Schlussbemerkungen:

1. Mich stärken, andere im Entwickeln ihrer Stärken unterstützen, einander stärken³¹, das wird der Persönlichkeit helfen, auf die Beine zu kommen, dem Leben standzuhalten, es zu gestalten. Die kontinuierliche Selbstreflexion will gepflegt werden – in Supervisionen, in Kursen, in Exerzitien, im Selbstgespräch, in der kollegialen Intervention, manchmal auch inmitten von Sitzungen – wir können viele Möglichkeiten entdecken und nutzen.

2. Wenn wir uns die Vorstellung der Liminalität zu eigen machen, wird deutlich, wie wichtig in Zeiten multipler Krisen Unterbrechungen sind, etwa im Gebet, im Wandern, in der Musik, Unterbrechungen, die der Geistesabwesenheit und Geistesgegenwart eine Chance geben. Wenn wir uns das auch als Institution, als Organisation Kirche auferlegen. Die alte monastische Formel der *Kontemplation* und Aktion verlangt gegenwärtig mehr als sonst eine Dysbalance bei der Kontemplation – gegen das Erleben von Getriebensein, gegen das Müssen eine Haltung zu leben, die dem Kommenlassen und damit dem Intuitiven Raum gibt. Das hat Auswirkungen auf die Gestaltung der täglichen Agenda, das hat Auswirkungen auf die Fortbildungslandschaft unserer Kirche:

Das hat Auswirkungen auf die Gestaltung der täglichen Agenda, das hat Auswirkungen auf die Fortbildungslandschaft unserer Kirche.

So wichtig fachbezogene, arbeitsfeldbezogene kurze Module sind – Lernen und Veränderung will Zeit haben. Alltäglich im Wechsel von Arbeiten und Ruhen. In Zeiten der *Retraite*. In der Geistlichen Begleitung. In BildungsurlaubsWochen.

3. Das Fragmenthafte, das Fragile, das Fluide unseres Lebens, Liebens und Arbeitens in den Blick nehmen, es im Blick haben, uns damit zu befreunden. Es käme darauf an, das Gebrochene, das dem Fragment eignet, ebenso wie das Fluide und das Fragile, das Perspektiven eröffnet, sich zu eigen zu machen, zu internalisieren und in den Alltag zu übersetzen. Es wird mehr Beweglichkeit und Lebendigkeit in die Tage und Nächte bringen, uns offener machen für Künftiges – und uns im Engagement, der eigenen Berufung, den eigenen Werten, den anstehenden Wichtigkeiten entsprechend, gewisser und gelassener sein lassen.

■ Michael Asante Lipps, Mannheim

1 Peter Bieri, *Wie wollen wir leben?* 2011, 35
2 Eine meiner Brecht'schen Lieblingszeilen ist „Alles wandelt sich. Neu beginnen / kannst du mit dem letzten Atemzug. / Aber was geschehen ist, ist geschehen ...“ Bertolt Brecht in *Gesammelte Werke*, Band 10, 888
3 Ich danke meinem alten Freund und Weggefährten Werner Lurk für sein umsichtiges Lektorat.
4 *UrlRVO* vom 13.3.2014 (GVBl. S. 130) § 4 Abs.2
5 Es ist die vielzitierte jesuanische Frage: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Lukas 18,41 par
6 Aus: Klärendes Interview von Irene Klein mit Ruth C. Cohn. HUB, UA, NL Cohn Nr. 11, BI 146–156, hier: 148 – Nachlass, Quellendatei bearbeitet von Michaela Schärer

- 7 Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken [1931]. Zitiert nach: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Band 1, Beck München o.J., 171f – in einer eindrücklichen Schilderung „um den elementaren und universellen Begriff des Ethischen ringend“: „Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenuntergang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfahren, stand urplötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben ...“
- 8 Hölderlin: „Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen / Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh“; zitiert nach Friedrich Hölderlin, *Ins weite Blau*, Gedichte, herausgegeben von Miriam Kronstädter und Hans-Joachim Simm, 2014, 101
- 9 Ich übernehme eine Begrifflichkeit, auf die ich bei Campbell / Cilliers aufmerksam geworden bin. In: Charles Campbell / Johan Cilliers, *Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit*, 2015. Ich folge hier weitgehend ihre Überlegungen zu „liminalen Schwellenräumen“. In der Aufnahme der Vorstellung von Liminalität als Grenz- und Schwellenphasen folgen sie Forschungen von Arnold von Gennep, Victor Turner u.a.
- 10 Das Institut ist nach der Gründerin der TZI benannt – www.ruth-cohn-institute.org. Ruth C. Cohn (1912–2010), deutsche Jüdin aus Berlin, 1933 in die Schweiz geflohen, später nach USA emigriert, 1968 erstmals wieder in Deutschland, von Haus aus Psychoanalytikerin
- 11 Eine gut lesbare, aktuelle Einführung in die TZI: Matthias Scharer in Zusammenarbeit mit Michaela Scharer, *Vielheit couragiert leben. Die politische Kraft der Themenzentrierten Interaktion heute*, 2019
- 12 Alfred Farau / Ruth C. Cohn, *Gelebte Geschichte der Psychotherapie. Zwei Perspektiven*, 1984, 357
- 13 Ruth C. Cohn, *Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle*, 1975, 121 – hier in einer leicht modifizierten, aktualisierten Fassung. Einen breiten Bekanntheitsgrad hat das 2., das sogenannte Störungspostulat erlangt: „Beachte Hindernisse auf deinem Weg, deine eigenen und die von anderen. Störungen nehmen sich Vorrang.“
- 14 *Zugleich als Einführung in die wieder und wieder einzuübende demokratische Kunst des Dialogs: Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun, Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik*, 2020
- 15 Farau / Cohn, *Gelebte Geschichte*, 359
- 16 Fulbert Steffensky, *Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag*, 1984, 113
- 17 Ruth C. Cohn, *Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion*, 120
- 18 Farau / Cohn, *Gelebte Geschichte*, 375
- 19 Charles Campbell / Johan Cilliers – siehe Anmerkung 9.
- 20 Afrikaaner: Die Nachfahren europäischer Einwanderer, deren Muttersprache afrikaans ist, werden als Afrikaaner oder als Afrika(a)nder bezeichnet.
- 21 Ebd, XII und X
- 22 Ebd, 41
- 23 Im September 2022 begegnet mir das Konzept von Ubuntu in Karlsruhe wieder, in einem Workshop der 11. Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe: *Healing together, der Verwundbarkeit durch storytelling begegnen* – darum geht es in dem von Fulata Lusungu Moyo, einer Theologin aus Malawi, geleiteten Workshop.
- 24 Mungi Ngomane, *I am because you are, Ubuntu – 14 süd-afrikanische Lektionen für ein Leben in Verbundenheit*, 2019, Vorwort, 8
- 25 <https://www.youtube.com/watch?v=0wZtfqZ271w> – aufgerufen am 1.5.2024
- 26 Campbell / Cilliers, 51
- 27 Zum Folgenden siehe WzM 43 (1991), 262-273 und Henning Luther, *Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen*. In: *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, 1992, 160ff. Henning Luther greift mit dem Fragment den Begriff und Gedanken auf, die in der Tradition vielfach zu finden sind: so Paulus in 1.Korinther 13, 12b „Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin“, oder auch Paul Tillich zu 1. Korinther 13,8-12 „Das Elend des Menschen liegt in dem fragmentarischen Charakter seines Lebens und seiner Erkenntnis, die Größe des Menschen liegt in seiner Fähigkeit zu wissen, dass das Sein fragmentarisch und rätselhaft ist.“ In: *In der Tiefe ist Wahrheit. Religiöse Reden 1. Folge. 9. Auflage* 1985. Nachdruck 1987, S. 106
- 28 Viera Pirker, *fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie*, 2013, 366
- 29 Ebd.
- 30 Henning Luther, *Schmerz und Sehnsucht. Praktische Theologie in der Mehrdeutigkeit des Alltags*. In: *Ders., Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*. 1992, S. 239 bis 256. Hier: S. 250 – So auch Fulbert Steffensky: „Und doch gibt es den Schmerz, den ich nicht verlernen will und der mich nicht bannen soll. Es ist der Schmerz darüber, was man im Leben verraten hat und was man dem Leben schuldig geblieben ist. So will ich die Reue nicht verlernen über alle Verletzungen, die ich Menschen, Gott und mir selbst zugefügt habe.“ In: Fulbert Steffensky, *Fassen, was nicht zu fassen ist. Vortragsmanuskript*, 19. Süddeutsche Hospiztage, 4. bis 6. Juli 2018 in Hohenheim, S. 2 – <https://www.ev-akademie-boll.de> › 06_Service › 02_Online-Dokumente (abgerufen am 27. April 2024)
- 31 Eucharistisch formuliert: „Das stärke und bewahre euch im Glauben zum ewigen Leben.“

Gut für sich selbst und andere sorgen - vom Umgang mit Brüchen im Leben und in der Kirche

Erfahrungen und Gedanken aus dem Kontext der Seelsorgeausbildung

■ **Kann man Selbstsorge im Lehrvikariat zum Thema machen und wie kann man sie lernen?** Jürgen Fobel, Dozent für Poimeunik am Petersstift, gibt dazu einen instruktiven wie leidenschaftlichen Überblick und führt vor Augen, wie wichtig dieser integrale Bestandteil für die Ausbildung für Pfarrerinnen und Pfarrer ist.

1. Aktuelle Horizonte

Zwei Wahrnehmungen im Kontext des Themas vorweg; die erste betrifft eher den ersten, die zweite eher den zweiten Teil der Themenüberschrift:

- Der nachkommenden Generation wird mitunter nachgesagt, dass sie sehr schnell oder gar zuerst nach dem eigenen Wohlbefinden und erst dann nach den Aufgaben frage. Ob und inwiefern das stimmt, liegt wie vieles wohl zuerst im Auge des Betrachters; ganz davon abgesehen, dass derart plakative und allgemeine Urteile noch selten zu etwas Gutem geführt haben. Richtig ist, dass die Vikar*innen nahezu durchgängig in unseren Kursen sehr klar und sehr konkret danach fragen, wie sie ihren Beruf, für den sie sich entschieden haben und für den sie ein hohes Maß an Engagement und Leidenschaft mitbringen, so ausfüllen und leben können, dass sie gleichzeitig in guter Weise mit sich selbst und den Menschen in ihrem Umfeld umgehen können. Dies führt zu integrierten

Diskussionen und auch zu notwendigen Konflikten, im Seminar, in und mit der Lehrpfarrerschaft und auch in den Gemeinden.

Es wäre ausgesprochen wünschenswert und hilfreich, statt holzschnittartiger Verallgemeinerungen differenziert danach zu fragen:

- welchen Sinn die Debatte auf den verschiedenen Seiten macht, also allen beteiligten Positionen einen Sinn zu unterstellen, diesen zu erkunden und zu verbalisieren;
- warum sie gerade jetzt so intensiv aufplopt, mithin wofür sie steht, zeitgenössisch und strukturell im Kontext unserer Kirche, und dies in die mitunter erhitzte Debatte einzubeziehen;
- was sie mit den legitimen Bedürfnissen aller Beteiligten zu tun hat, die es zu erkunden gilt und denen respektvoll begegnet werden sollte.

Mit einer annäherungsweisen Klärung dieser Fragen kommt und käme man vermutlich schon recht weit und würde gleichzeitig gut für sich selbst und für andere sorgen.

- Die zweite Beobachtung: Im vielleicht größten kirchlichen Umbruch seit Generationen, dem gegenwärtigen Transformationsprozess, finden sich Seelsorger*innen in einer ausgespro-

chen herausfordernden, manchmal überfordernden Mehrfachrolle vor: Einerseits sollen sie Prozesse in der Gemeinde organisieren, voranbringen und die Menschen darin auch seelsorglich begleiten, andererseits sind sie selbst hochgradig betroffen von diesen massiven Umbrüchen, in ihren konkreten Arbeitsvollzügen, dann aber auch in ihrem Amts- und Rollenverständnis und auch in ihrem Lebensentwurf.

Schaut man genauer hin, werden in der jeweiligen Wahrnehmung beider genannter Themenfelder sehr grundsätzliche theologische und auch seelsorglich relevante Fragestellungen sichtbar, über die wir nicht nur zwischen den Generationen dringend ins Gespräch kommen müssen: Wie hängen Selbst- und Nächstenliebe zusammen: Gibt es eine Präferenz des einen vor dem anderen? Entsprechen oder bedingen sie einander? Und was haben beide mit (Um-)Brüchen zu tun?

2. Theologisch-poimenische Schlaglichter:

In Kirche und Theologie gibt es einen breiten Traditionsstrom berechtigter und biblisch gut begründeter Hochachtung der Nächstenliebe. Aus ihm ist Bemerkenswertes hervorgegangen, und aus ihm speisen sich bis heute großartige Initiativen und organisiertes und wirksames kirchlich-diakonisches Handeln. Weit weniger beachtet sind demgegenüber die Schattenseiten, die dieser Traditions-

strom auch mit sich gebracht hat und die v.a. gründen in der **einseitigen** Betonung von Nächstenliebe und Altruismus. Damit einhergehende Selbstlosigkeit ist nicht selten idealisiert und überhöht worden. Demgegenüber wurde und wird Selbstsorge schnell mit illegitimer Selbstliebe assoziiert und entsprechend negativ konnotiert. Dazu mögen auch populäre und mitunter recht kurzschlüssige Begriffsfüllungen und Konzepte von Selbstsorge ihren Teil beitragen, die auf der anderen Seite vom Pferd fallen.

Wir sollten jedoch der Versuchung widerstehen, den allgemeinen Boom von Veröffentlichungen, Verlautbarungen und Veranstaltungen zum Thema „Selbstsorge“ in digitalen und analogen Medien ebenso wie in Literatur und Bildungseinrichtungen genervt als Zeitgeisterscheinung abzutun. Vielmehr gilt es, das

Aufkommen des Themas als Symptom zu verstehen. Es ist auch eine Reaktion auf die Belastungen durch die vielfältigen Krisen in Gesellschaft und Kirche, in der sich eine Sehnsucht äußert, die wir ernstnehmen und auch theologisch einholen sollten und können. Dies gilt nicht zuletzt für die eingangs angesprochenen Beobachtungen in Vikarskursen und Transformationsprozessen.

Wenn menschliches Leben theologisch verstanden seit der Schöpfungs- und Urgeschichte der Bibel durch Bedürftigkeit gekennzeichnet ist und Verletzlichkeit und Vulnerabilität als dessen Grundmerkmale sich durch die gesamte biblische Tradition ziehen, dann muss Selbstsorge mehr be-

Damit einhergehende Selbstlosigkeit ist nicht selten idealisiert und überhöht worden

in Literatur und Bildungseinrichtungen genervt als Zeitgeisterscheinung abzutun. Vielmehr gilt es, das

deuten und umfassen als einen egoistischen Reflex oder ein vorübergehendes Phänomen des Zeitgeistes. Bedürftigkeit und die vielfältigen biblischen Verheißungen des Gestilltwerdens von Hunger und Durst u.ä. im umfassenden Sinn sind auch zu verstehen als Wegweisung zu zeichenhafter Zuwendung und Fürsorge, die allen Menschen gilt, auch den Sorgenen. Das gilt nicht nur für tätige Zuwendung, sondern ebenso für die Spiritualität. Diese ist ohne oder unabhängig von wohlwollender Zuwendung zu sich selbst nicht zu denken und auch nicht zu praktizieren. Insofern können Selbstsorge und Fürsorge nur voneinander getrennt werden zu Lasten elementarer biblisch-theologischer Grundeinsichten.

In Protokoll- und Fallbesprechungen im Kontext des Seelsorgelernens wird dieser Zusammenhang sehr regelmäßig und konkret erfahrbar: Einen anderen Menschen gut zu begleiten, gelingt nur in einigermaßen Einklang mit sich selbst bzw. der Balance zwischen dem anderen und sich selbst. Und manchmal kann und muss diese Balance auch erst im Nachhinein in der Fallbesprechung hergestellt in der solidarischen Runde im Kreis wohlwollender Kolleg*innen, die mittragen, entlasten, neue Perspektiven eröffnen.

3. Erfahrungen aus der Praxis des Seelsorgelernens

3.1. Brüche und Umbrüche als Teil unseres Lebens

Grundlegend wichtig für uns ist die Grundannahme theologischer Anthropologie, dass Brüche und Umbrüche zum Menschsein gehören. Das klingt banal,

braucht jedoch i.d.R. mehrere, sehr konkrete und erfahrungsbezogene Lernerfahrungen, bis aus einer schnell hergesagten Selbstverständlichkeit eine realisierte Erfahrung wird, die schließlich in seelsorgliche Grundhaltung transformiert werden kann und ohne die weder Selbstfürsorge noch Fürsorge für andere wirklich gelingen kann.

Der nachvollziehbare und nur zu gut verständliche seelsorgliche Reflex, angesichts individueller Notlagen sofort nach Ressourcen Ausschau zu halten und diese dem jeweiligen Gegenüber aktiv anzubieten, ist in seinem Kern ja nichts anderes als der (verständliche) Versuch, der o.g. Grundannahme auszuweichen bzw. zu entfliehen. In den Seelsorgekursen des Predigerseminars kulminiert dieser Aspekt, seine Brisanz und seine Fragen oft an den Praxistagen in der Heidelberger Uniklinik mit den Fallbesprechungen und Reflexionen vor Ort und am Nachmittag. Die Vikar*innen begegnen dort schwerkranken Patient*innen, die den (vor-)schnellen Blick auf und den Zugang zu Ressourcen mitunter radikal verwehren. Dies hat seine Entsprechung im Umgang mit sich selbst. Niemand mag Umbrüche, wenn sie nicht selbst gewählt und gestaltet sind. Reflexartig suchen wir wohl alle nach schnellen Auswegen in eine bessere Gegenwart und/oder Rückwegen in die vertraute Vergangenheit – bis wir uns der Realität stellen, dass diese – zumindest jetzt - so nicht zugänglich sind.

Wenn es gelingt, Ernst zu machen mit o.g. Grundannahme, dann bedeutet dies zunächst ein schlichtes Inne- und auch Aushalten und Anschauen: „So ist es jetzt, und so geht es mir damit.“

Und dann gilt es, darin nicht die Achtung und die Liebe zu sich selbst zu verlieren. Und erst wo das wenigstens ansatzweise möglich ist, tun sich vielleicht auch neue Türen auf und werden möglicherweise tatsächlich Ressourcen wieder zugänglich. Ich halte die aktive Realisierung der Grundannahme von Umbrüchen als zum Leben zugehörig auch in den Transformationsprozessen in unserer Kirche für zwingend notwendig, auf der individuellen und auch auf den verschiedenen gemeinschaftlichen Ebenen gemeindlichen Zusammenlebens und -arbeitens. Es braucht folglich den aus Trauerprozessen bekannten Dreischritt von Realisierung der (unausweichlichen) Veränderung über die wohlwollende Akzeptanz der Reaktionen darauf bis hin zu der erst

dann wirklich sinnvollen Frage nach Ressourcen und Gestaltungsmöglichkeiten. Gelingt dieser Dreischritt nicht oder werden ein oder mehrere Schritte übergangen, werden die Gräben in der Seelsorge zwischen Seelsorgenden und deren jeweiligem Gegenüber ebenso wachsen wie die in der Kirche zwischen den (häufig jungen) Menschen, die in der gegenwärtigen Umbruchssituation mutig und manchmal ungeduldig vorangehen und denen, die frustriert verharren oder aussteigen.

3.2. Die Zusammengehörigkeit von Selbstsorge und der Sorge für andere im Prozess des Seelsorgelernens

Weil es eine enge wechselseitige Bezogenheit und gegenseitige Bedingtheit

von Fürsorge für sich selbst und der für andere gibt – theologisch wie poimenisch-praktisch –, setzen wir wie eigentlich bei allen Themen der Seelsorge im Prozess des Seelsorgelernens zuerst bei uns selbst ein, denn:

Wie ich für andere Sorge, hat sehr viel und unmittelbar damit zu tun, ob und wie ich für mich selbst sorgen kann und umgekehrt. Wie ich im Kontakt bin mit meinen eigenen schmerzhaften Erfahrungen und mit meinen Ressourcen, wird entscheidend mitbestimmen, wie ich andere

Menschen dabei begleite. Idealtypisch und stellvertretend für viele Themenfelder poimenischen Lernens und Handelns ermutigen wir darum zu folgenden Perspektiven der Selbsterkundung (die selbst schon viel mit Fragen der Selbstsorge

und des wohlwollenden und fürsorglichen Blicks auf mich selbst zu tun haben):

1. Einander von Brüchen erzählen, diese zu würdigen, anzuschauen und ggf. zu betrauern (etwas, das uns in unseren Transformationsprozessen unterzugehen droht in allem, was gesteuert, organisiert, strukturiert und gemacht werden muss).
2. Daraus ergibt sich die Frage, was ich eigentlich unter einem „Bruch im Leben“ verstehe. Hier ist Raum für die Erkenntnis, dass wir sehr unterschiedliche Einschätzungen und Bewertungen von Veränderungen in uns tragen. Was sich für die eine wie ein schmerzhafter und vielleicht unheilba-

Die aktive Realisierung der Grundannahme von Umbrüchen als zum Leben zugehörig ist in den Transformationsprozessen in unserer Kirche zwingend notwendig.

rer Bruch anfühlt, ist für den anderen eine zu verschmerzende Delle und für eine Dritte ein längst fälliger Abschied. Solche spürbaren und dabei einander respektvoll mitgeteilten Unterschiede können neue Perspektiven eröffnen, nicht selten heilsame.

3. Wie kann ich konkret machen, was sich für mich wie ein (Um-)bruch anfühlt? Welche ganz konkreten Auswirkungen hat die veränderte Situation auf mich, für die Menschen in meinem Umfeld, für Strukturen und Bedingungen um mich herum? Was ich benennen und in seinen konkreten Dimensionen und Auswirkungen anschauen kann, ist i.d.R. weit weniger bedrohlich als eine diffuse, gefühlt (über-)mächtige Bedrohung oder Veränderung, die wie ein Berg vor mir steht oder sich wie eine namenlose Welle anfühlt, die über mir zusammenschlägt und der gegenüber ich mich hilflos ausgeliefert fühle. Am bedrohlichsten ist meistens das Unbestimmte. Der Schritt aus undifferenziertem Empfinden in die Konkretion ist oft ein wesentlicher, heraus aus passivem Erleiden hin zu aktivem Gestalten (soweit dies möglich ist).
4. Wie habe ich bisher Brüche und Umbrüche bewältigt oder auch nur überstanden, was hat mich dabei unterstützt, wie hat sich das angefühlt und was habe ich dabei an mir selbst beobachtet? Es geht darum, sich zu vergegenwärtigen und einander Anteil zu geben und sich miteinander daran zu freuen und sich gegenseitig zu stärken in dem, was überstanden, ausgehal-

ten, gelungen, vielleicht sogar Gutes entstanden ist.

5. Daraus kann (nicht muss) schließlich folgen, zu erkunden, welche konkreten Optionen des Umgangs mit der (neuen) Situation/ dem Umbruch) es gibt und was davon jetzt möglich ist und was vielleicht momentan nur erträumt werden kann, was manchmal auch sehr stärkend sein kann.

Diese Aufzählung mag genügen, um den Zusammenhang von Selbstsorge, wirksamer Fürsorge für andere in Brüchen und Umbrüchen des Lebens und seine Relevanz für die Seelsorge wie für die Transformationsprozesse unserer Kirche gleichermaßen zu verdeutlichen.

4. Selbstsorge als eigenes Übungsfeld

Die Vikar*innen kommen oft mit sehr hohen Idealen und Ansprüchen an sich selbst als Seelsorger*innen ins Predigerseminar. Das ist ein immenser Schatz an Motivation für unseren Beruf und für die Fürsorge für andere und spricht im übrigen eine deutliche Sprache gegen den eingangs beschriebenen Vorwurf, der ihnen manchmal zuteil wird.

Gerade angesichts dieser Ideale und Selbstansprüche ahnen sie jedoch wohl auch von Anfang an, welche Gefährdungen des eigenen Wohlergehens darin liegen können.

Hier braucht es zu allererst die ausdrückliche Erlaubnis und Ermutigung zu angemessener Selbstsorge und fürsorglichem

Umgang mit sich selbst und den eigenen Möglichkeiten und Ressourcen.

In Arbeitsformen wie der Kollegialen Beratung als effektiver, aber v.a. solidarischer gegenseitiger Unterstützung in wesentlichen Fragen, Themen, Konfliktfeldern der Berufsausübung und der spezifischen Verquickung unseres Berufs mit privaten und persönlichen Fragestellungen wird solche Erlaubnis konkret. Dies gilt selbstverständlich auch für alle Formen der Protokoll- und Fallbesprechungen und nicht zuletzt für die im Vikariat verpflichtende Supervision, die i.d.R. in einer Gruppe selbst organisiert wird. Von den in ihnen immer enthaltenen Aspekten der Selbstsorge wie Entlastung und den fachlichen wie persönlichen Lerneffekten dieser Arbeitsformen einmal ganz abgesehen.

Erlaubnis, Ermutigung und Unterstützung sind an dieser Stelle überhaupt essentiell wichtige Funktionen des Predigerseminars. Dies gilt nicht zuletzt auch für den selbstsorglichen Umgang mit übergriffigen Äußerungen in der Gemeinde, nicht nur bei Seelsorgebesuchen.

Hinzu treten in der Ausbildung im Predigerseminar weitere ganz verschiedene Impulse, selbstverständlich nicht nur im Fach Poimenik. Was sich dort bewährt hat, ist v. a. die Anregung zur Selbstreflexion und dem geschützten Austausch in der Gruppe:

- Zu Einsichten aus Psychotherapie und Burnout-Prophylaxe („Welche dysfunktionalen Haltungen oder Bewältigungs-

stile als mögliche innere Quellen für Belastungen im Pfarrberuf kenne ich von mir, und wie geht es den anderen damit?“);

- Anregungen für bereits vorhandene Ressourcen der Selbstsorge („Welche Dinge tun mir gut, entlasten mich, geben mir heilsame Distanz zurück?“).
- Konkrete Übungen und Rollenspiele verschiedenster Art zu Fragen der Grenzen und zur manchmal notwendigen sozialverträglichen Grenzziehung in Gesprächen und Begegnungen (Umgang mit schwierigen und nicht tolerierbaren Meinungen, Gestaltung von Abschieden und das Markieren von Unterschieden ...).

An dieser Stelle breche ich ab, weil mir gerade bewusst wird, wie sehr eigentlich weite Teile der Ausbildung für den Pfarrberuf geprägt sind und geprägt sein müssen von Fragen und der konkreten Ermutigung, von Anleitung und Einübung von stimmiger Selbstsorge in Balance zur Fürsorge für andere und sie es vielleicht noch viel mehr werden müssen. Denn wenn wir das gut machen, holen

wir damit nicht nur theologische Grundeinsichten ein. Wenn wir das gut machen, sind wir darin auch dem Gott treu, der sich liebevoll und fürsorglich um alle seine Geschöpfe kümmert. Und das sind nicht nur die anderen.

■ Jürgen Fobel, Offenburg

Brüche im Leben?

Besseres kann mir gar nicht passieren ...

■ **Was berufliche und persönliche Brüche im Leben bedeuten, wie sie geschehen und was sie freisetzen, dazu gibt Martin Auffarth, Pfarrer in Ruhe aus Freiburg, im Rückblick auf sein Leben, aber im Ausblick auf zukünftiges (dankbares) Lebendigkeit als Kirche uns einen sehr persönlichen Einblick.**

Vielleicht ist das schon der erste Bruch in meinem jetzt 77. Lebensjahr? Aufgewachsen bin ich in einem behüteten Pfarrhaus. Mit zwei sehr wachen Eltern, beide je für sich mit dem Gespür für den Zeitgeist in Zeiten des Nazi-Regimes, widerständig in ihrer Art. Was für eine Mitgift! Wir Kinder, neun an der Zahl, tun uns zusammen, denken unsere Nachmittagsprogramme selbst aus, jedes hat seinen eigenen Gartenanteil, den es kreativ anlegt. Ansonsten ist unsere Familie weitestgehend Selbstversorger mit Obst, Gemüse, Kartoffeln: eine kleine Welt für sich. Aber auch, und das ist der Ab-Bruch, abgeschirmt, abgeklemmt von der „anderen“ Welt. Also zu behütet, zu sehr im eigenen Kokon. Das verstehe ich nicht als Vorwurf, sondern als Beschreibung zu der oben genannten Überschrift. Für mich, sportaffin, bedeutet es beispielsweise, dass ich mich keinem Verein anschließen darf, weil „zu“ weltlich. Erst als sich ein christlicher, katholischer Verein auftut, darf ich aktiv und in Wettbewerben Basketball spielen. Da sind wir dann nach dem Training einen Trinken gegangen. Spezi, wie sich versteht oder auch mal

einen Radler. Für mich aber wird es zu erlösenden Befreiung und Weitung in die „Welt da draußen“. Ein Bruch also jetzt der anderen Art: vorher ist es der Bruch, gemeint als ein sich Ausschließen von der „Ander-Welt“, jetzt ein Aufbrechen weg von dieser Sonder-Welt hinein in die weltliche Welt. Ein Umkehrungsvorgang also.

Zwischenbemerkung: Geschlossene Systeme gehen ein – an sich selber, verlieren den Anschluss, die Anbindung an das Größere Ganze. Zudem wirken sie nach außen oft selbstgefällig, wie gut und wie notwendig man doch sei, nicht verstehend, dass andere sich nicht in dieses System hinein begeben möchten. Spitze Bemerkung: ist das eine anfängliche Beschreibung vom Jetzt-Stand der Kirche? Zu sehr in sich gekehrt? „Homo incurvatus in se ipsum“, Luthers Beschreibung der Ursünde des Menschen. Oder jetzt auch so: „Ecclesia incurvata in se ipsa“? Ich höre schon den Aufschrei, so kann man das doch nicht sagen, vielleicht auch das bestätigende Kopfnicken?

Weiter geht's in meinem Erzählen: Ich studiere Sport, Theologie und Geographie auf Lehramt. Da tun sich echt neue Welten auf: der gesamte Sportbetrieb voller Begeisterung, wenn es um meine Lieblingsfächer, die Ballsportarten geht. Freundschaften mit voll und ganz „weltlichen“ Studierenden, bis, ja bis der „verdammte“ Kreuzbandriss geschieht. „Verdammt“ deswegen, weil ich damit diesen

Bereich vollkommen aufgeben muss. Was jetzt? Mein Vater meldet mich, in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen, zum Ferien-Hebräisch-Kurs an. Er und Mutter wissen schon immer, dass ich Pfarrer werden muss, als meine Bestimmung: Es ist ein Gelöbnis, das sie mit meiner Geburt verbinden. Sie sind gottfroh, dass jetzt endlich die Weichen haben gestellt werden können, in diese, also auch in ihre (?) Richtung. Sie als Lesende können sich vielleicht empathisch in diese Situation hinein versetzen. Ich knapse natürlich herum an dieser Situation, das Sportstudium ist dahin, ein für alle Mal. Ich greife voraus: Jetzt im Lebensrückblick kann, nein „muss“ ich sagen. Es ist das Beste, was mir je hat passieren können. Warum? Ich werde darauf zurück kommen. Also auch hier der Bruch im Leben, medizinisch ausgedrückt, der Kreuzbandriss, der zugleich, im Nachhinein meine Vorstellungen vom dann doch zu behüteten Leben zerrissen hat. Welt, jetzt bist du dran.

Zwischenbemerkung auch hier: Wenn über den Psalm 22 gesprochen wird, den Jesus am Folterwerkzeug Kreuz heraus schreit, wird dieses hebräische Psalm-Wort lamà mit „Warum?“ übersetzt. Dieses Wort würde nach der Ursache fragen, in etwa so: „Gott, gibt's irgendeinen Anhaltspunkt, warum ich dies alles schreibvoll erleiden muss?“ Lama sei aber zu übersetzen, so bestätigt mir ein Jude nach einem Gottesdienst, mit „Wozu?“. Fragt also in die Zukunft, in die Möglichkeiten hinein. Jetzt ganz und gar in weltlicher Sprache: „Warum?“ sei Problemorientiert, „Wozu?“ aber Lösungsorientiert. So aber, in der

eigentlichen Übersetzung dieses Wortes wird ganz und gar die Lebenseinstellung von Jesus offen gelegt: Die jetzige Situation behält nicht das letzte Wort, nein. Klage, jede Klage möge auf ein „woraufhin“ klagen. Ist also Protest für die Veränderung. Täter triumphieren nicht über die Opfer. Auch und gerade wenn keine Änderung noch in Sicht ist. Bei all den Wundergeschehen Jesu wird dies deutlich, er lässt sich auf etwas ein, dessen Ausgang höchst ungewiss ist. Vier- oder fünftausend Menschen sind versammelt und hungrig geworden. Der Kalkulation nach reichen fünf Brote und zwei Fische nicht aus. „Warum“ also erst gar nicht mit der Speisung beginnen! Oder auch umgekehrt: „Wozu“ gibt es diese Situation? Was machen wir daraus? Und siehe da, Wunderbares kann geschehen: Alle gehen staunend und an Leib und Seele gesättigt nach Hause. Genau so aber vermag die Schöpfung ein „Ander-Geschehen“ bewirken, Zeit und Möglichkeit für das Unvorhergesehene. Das Leben geht zuweilen in die Brüche, stellt uns vor Über-Forderungen und vor die Frage „Warum“? Im Währenden vielleicht, oft erst im Nachhinein, ich muss lächeln, „ein bisschen später als sofort“, staunen wir, dass wir dem „Wozu“ Raum gegeben haben. Das wird zu meiner Grundüberzeugung.*

Ich bin dann Gemeindepfarrer in einer Schwarzwaldgemeinde. Das Waldsterben ist voll im Gange, existenzbedrohend für die Waldbauern im Dorf. Zuhören wie es gute Seelsorgende tun, ja, was sonst? Bis ich mich eines Tages ertappe: ich bin nicht existenzbedroht, ich beziehe ein existenzsicherndes, monatliches Ge-

halt. Ich kann somit auch nicht sagen "ich verstehe sie". Ich hätte damit mich belogen, ich hätte mit dieser Aussage die Familien der Waldbauern belogen. Kurz und bündig zusammen gefasst: In dieser Umbruch-Situation bekomme ich die inspirierende Idee: Kirche muss sich anders zeigen! Kirche ist ein wunderbarer Ort, um dem Wald, um den Waldbauern eine Bühne zu geben. Ab da gesellt sich eines zum anderen. Wunderbare Menschen mit wunderbaren Fähigkeiten tun sich zusammen, die meisten wenig kirchenaffin. Versammlungen, Pläne aushecken, Betroffene erzählen vor Kreis- und Landes-Politikern, was für sie existenzbedrohend geschieht. Es gelingt, dass ein paar sich davon berühren lassen, einer macht eine Saulus-Paulus-Wende in seinem Handeln, wird zum Wortführer seiner Partei in Sachen „Bewahrung der Schöpfung“. Fazit: Kirche wird Welt, Welt wird Kirche. Auf eine ganz subtile Weise. Unausgesprochen kommt die Kraft des „Wozu?“ ins Wirken.

Zwischenbemerkung: Was aber sagt ein Pfarrer auf diesen Versammlungen? Mir ist klar, dass alle vor und nach mir Redenden Forderungen stellen werden an „die da oben“, auf dass von dort her Veränderungen geschähen. Soll ich diesen Forderungen Nachdruck verleihen, sie mit dem Segen der Kirche verstärken? Ich aber wähle – Achtung, versetzen Sie sich in die Lage: Landwirte, hohe Erwartungen, dass bei dieser Auftaktveranstaltung was im positiven Sinne losgetreten werde – ich aber wähle als Slogan für meine Rede das Wort: „Gott loben“. Arme verschränken sich, Blicke gehen auf die

Uhren, Menschen lehnen sich abwartend zurück. Dann aber erzähle ich von den Bäumen, dem Erleben der Landwirte, alle, alle haben sie als Erfahrungsschatz diesen Hintergrund, den wir im Lied hören: „Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“ – EG 508. Gut, „Gott“, das würden nicht alle sagen, aber die Erfahrung von „bigger than I“, die teilen wir miteinander. Das schlüssele ich auf. Sie verstehen den geistlichen Slogan über die weltliche, erfahrungsorientierte Erzählung. Arme entschränken sich, ihre Oberkörper kommen interessiert nach vorne. Kirche, so mein Fazit muss weltlich, weltlicher, am weltlichsten in die Erfahrung gehen und so auch reden lernen. „Weltlich von Gott reden“, so ein Fazit von Dietrich Bonhoeffer.

Ein weiterer Bruch gefällig? In meiner kirchlichen Biographie gibt es einen guten Grund, mich in den Wartestand zu versetzen, im Zusammenhang mit einer Scheidung. Das Private ist schon heftig genug, nun aber auch noch, krass ausgedrückt, Berufsverbot? Für drei Jahre. Keine von mir so geliebten Gottesdienste, kein KU, kein Reli, nichts. Ich bin in meinem Selbstverständnis am Boden zerschmettert. Ein Kehrichthaufen, mehr nicht. Dafür jetzt Sozialarbeit in einem Neubaugebiet in Karlsruhe-Geroldsäcker. Morgens aufstehen, nicht wissen, was zu tun ist, weil auf dem normalen, pfarrerlichen Stundenplan (RU, KU usw.) nichts drauf steht, such dir also deine Arbeit selber, „Herr Pfarrer“. Also jetzt nur noch weltlich. Runden Tisch gründen, mit Jugendpolizei, Sozialverbänden vor Ort, Vereinen, Bürgerverein, Kirchen. Die Kriminalitätsstatistik damals

ist in diesen beiden Stadtteilen die höchste in der ganzen Stadt. Nach drei Jahren? Wir sind im unteren Drittel dieser Statistik angelangt. Es gäbe noch vieles dazu zu erzählen.

Zwischenbemerkung auch hier: Mir konnte nichts Besseres passieren als dieses: „Berufsverbot“, dafür ein Eintauchen in die verweltlichte Gesellschaft, nicht nur Individuen vor mir, sondern ganze Cliques, die abgeschottet und rechthaberisch für sich sein wollen, Nationalitäten, die kampfesgelüstig gegeneinander arbeiten, andere zu vertreiben versuchen, mitsamt deren Integration in eine deutsche Gesellschaft, Kriminalität, wenn Jugendliche bereits straffällig werden, Drogen und andere Defizite. Systemisches Denken und Handeln ist angesagt, sich verknüpfen mit anderen Initiativen zu einem Netzwerk, zum Wohle des Größeren Ganzen. Wir könnten auch sagen, so entstehe Reich Gottes, irdisch, greifbar, gestaltbar. Ich, wir erleben, Gott kommt, verkleidet in Menschen und Aktivitäten, oft kaum erkennbar, aber die Menschen spüren diesen Spirit, im Viertel, in sich, im Miteinander, das pur weltliche Leben – in der Anbindung an das „bigger than I“. Kirche, vom powervollen Selbstverständnis her „Salz der Erde“, Himmel und Erdenwelt küssen einander, wow, die Frage „Kirche wozu“ findet eine pragmatisierende Antwort.

Zwischenbemerkung: Wenn wir heute Multi- oder Omnikrise erschütternd erleben, vom globalen über das gesellschaftliche ins Individuelle hinein, provokativ gefragt, kann uns somit Besseres gar

nicht passieren? Es ist wie ein Rüttelsieb: was ist fehl gelaufen? Sind die Gewaltexzesse gegen die Schöpfung und die Lebensgrundlagen, gegen Menschen in den kriegerischen, blutvergießenden Auseinandersetzungen äußerer Ausdruck dessen, was im Inneren der Individuen und ganzer Gesellschaften geschehen ist? Eine innere Abkoppelung vom Größeren Ganzen, von der Quelle? Wovon zuweilen nur noch ein Rinnsal übrig bleibt? Ein System, was in sich selber eingeht? „Mundus incurvatus in se ipsum? Ich frage offen und herausfordernd in den Raum hinein ...

Und letztlich: Ich tauche ein in die Muttersprache Jesu, das Aramäische, und breche damit Traditionen auf. Von wegen das Griechische sei der Urtext der Evangelien. Urtext für Shakespeare bleibt das Englische, auch wenn es beste Übersetzungen in andere Sprachen gäbe. Urtext des Mannes aus Nazareth ist das Aramäische**. Jesus redet so gut wie nie von Gott. Er redet von der Erde, von weltlichen Erfahrungen, verdichtet sie poetisch. Die Gleichnisse sind Schätze im Acker, Riesenmengen an Mehl, ein dagegen lächerlich kleines Klümpchen Sauer Teig, das die Menge von 40 l Mehl plus Wasser und Salz in blubbernde, fermentierende Wandlungsvorgänge versetzt bis es Brot-für-die-Welt ist.

Er spricht von Richtern und Witwen, Wasser und Wegstrecke, wo ist da was von Gott die Rede? Und alle wissen, worum es geht. Es geht nicht um Vergangenheit („Warum?“), sondern dass Zukunft („Wozu?“) ins Jetzt komme. In der Spra-

che der Quantenphysik: das Teilchen & die Welle, das Faktische & das Mögliche.

Abschließende Zwischenbemerkung:

Empathisch sich also in Jesus hinein versetzen, was wäre, wenn ich er wäre ... (dazu kann der/die Lesende sich ruhig Zeit nehmen), dann hören wir keine Belehrungen. Dann redet er vollends weltlich. Dann nimmt er den Taubstummen in die „Abseite“, auf dass dieser für eine Zeit weg ist von diesem Dauergeplappere, wo alle einem im Voraus sagen können, wie denn Leben so sei. Deren Slogan in etwa: „Manche leben ihr Leben als lebten sie es zum wiederholten Male, in völliger Routine und Müdigkeit“. Er holt ihn weg von den Vertröstungen, den Dauer-Demütigungen und was sonst auch immer. Hier können wir Eigenes einsetzen. Weg also von alledem. Jesus berührt sodann seine eigene Zunge und darauf dessen Zunge: „Darf ich dir ein heilendes Wort übermitteln?“ Sprachlose und doch sprachvolle Verständigung. Auch hier kein „Warum?“, sondern ein „Wozu?“. Nicht wissend, ob und was in diesem und dann durch diesen Menschen zur Welt käme. Aber in dieses Risiko gehen, dass etwas Unerwartetes, zunächst Unverfügbares geschehen möge. Dieses Risiko geht Jesus in der Vertrautheit mit dem, was wir „Gott“ nannten. Diese Risiko gehen auch wir? Gehen auch wir, wozu nicht?

Statt Prognose jetzt Regnose: Das Jahr 2032 kommt, als Fixpunkt für die badische Landeskirche in ihrem Transformationsprozess. Wir können hochrechnen, so viele Kirchensteuereinnahmen vermutlich (nicht mehr), so-und-so-vie-

le Mitglieder werden es wahrscheinlich (nicht mehr) sein, was bedeutet das für die Kirche, ihr Personal, ihre Räume, ihre Strukturen? Das wäre das Vorgehen der Prognose und was daraus für die jetzt-Zeit der Kirche dringend zu handeln geboten sei: Um-Bruch-Situation. Die Zukunftsforschung stellt uns eine andere Herangehensweise zur Verfügung, die der Regnose. Das aber bedeutet meines Erachtens einen Bruch mit dem geläufigen Vorgehen, wie es zur Zukunft kommen möge. In der Regnose also, zunächst: Wir katapultieren uns in dieses Jahr, stellen zunächst diese und ähnliche Fragen: Wie wird Arbeit im Jahr 2032 sein? Was machen die, deren Arbeitsfelder durch „künstliche Intelligenz“ obsolet geworden sind? Was für eine Rolle spielt sie generell, was zeichnet den Menschen aus gegenüber der KI? Ist es Intuition, Herzensbildung, sich Inspirationen einfallen lassen von bislang noch nie Dagewesenem, körperliche Empfindsamkeit gegenüber einem unempfindsamen Gerät? Wie wird Bildung nicht nur als Wissensanhäufung, sondern als Weisheit geschehen? Wie lernen wir statt Kriegstüchtigkeit, derzeit in aller Munde, ab jetzt „Friedenstüchtigkeit“, ganz konkret?***

Wie vereinzelt werden Menschen sein oder nur noch in ihren (selbstverschuldeten) Blasen, worin sie sich einigeln, gar einbunkern? Das ist Schritt eins, die Aufwärmübung. Dann Schritt zwei, der eigentliche Schritt der Regnose: Wir tun so, als ob wir von alledem im Jahr 2024 überhaupt nichts wüssten. Spintisieren, phantasieren, lassen Bilder kommen, sind quasi schon im Jahr 2032, als geschähe

es bereits. Immer abgehoben vom Jetzigen, vom Prognostischen. Dann kommt Schritt drei: Von diesem „I have a Dream!“ gehen wir zurück und konkretisieren in Einzelschritten und Wegetappen, wie sind wir vom Jetzt in die Regnose gekommen? Also nicht vom Jetzt in die Zukunft, sondern umgekehrt von der Zukunft in die Gegenwart gehen, als sei sie schon hier.

Diese „als-ob“ Vorgehensweise lerne ich, lernen wir von Jesus, in all seinem Tun, in all seinem: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch!“ gleichbedeutend mit „das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ In all seinen Poesien, in den Wundergeschehen, die er initiiert, in den Auseinandersetzungen, in diesem lamà am Kreuz, „Wozu?“ dies alles? Ich selbst lerne es inspirierend, ich musste es zeitweise lernen in verdammt schmerzvollen (Rück-) Schlägen. Ich lerne es staunend in meiner Coaching-Praxis in der Begleitung unterschiedlichster Menschen in oft verwirrenden Knäuel-Situationen. Oftmals sind es eher spielerische Wandelungen. Ich bin, ich werde dankbar für alle dieses. Brüche sind, Brüche können zu Segen werden. Brüche sind Segen. Manchmal kapiere ich das, schmunzelnd gesagt, ein „bisschen später also sofort“. Ganz und gar weltlich gesprochen: Danke Leben, du meinst es gut mit mir, mit uns? Danke, Leben, du meinst es gut mit uns!

■ Martin Auffarth, Freiburg
martin.auffarth@gmx.de

* Wer will, dem schicke ich den Ausschnitt meines Buches zu: „WunderSchöpfungskraft“ Inspirationen zum leuchtenden MenschSein. Ein Werkbuch. Freiburg 2024, S. 14–22 „Der Wow-Effekt: Gott loben öffnet Räume, heilt“.

** Wer will, dem schicke ich den Ausschnitt meines Buches zu: „WunderSchöpfungskraft“ Inspirationen zum leuchtenden MenschSein. Ein Werkbuch. Freiburg 2024, S. 74–101 „Sprache in ihrer originellen Tonfarbe. Jesus in seiner Muttersprache Aramäisch. Höre hinein!“ Und: „Bar Naschá, Menschensohn – was für ein MenschSein. Jesus, menschengewordenes Leuchtfeuer – leuchte auch du!“

*** In Freiburg blüht derzeit eine Konkret-Vision auf: „Freiburg als Modellstadt für Frieden“, mit zehn Maßnahmen, damit es zur Konkret-Vision kommt: www.friedensstadt-freiburg.de; - Sehr fortschrittlich die Schriften von „Sicherheit neu denken!“ Ganz neu das Impulspapier Nr. 4: Sicherheitsstrategien neu denken. Gewalt stoppen und überwinden. In Israel und Palästina. In der Ukraine. Global (sehr anregend, sehr konkret).

Kleine pastoraltheologische Kostbarkeiten: Zum 90. Geburtstag von Detlev Block

■ **Christoph Lang, der uns in dieser Ausgabe schon allgemein ins Feld der Selbstsorge geführt hat, entdeckt in den Gedichten von Detlev Block viel Hilfreiches zu unserem Thema „Gut für sich selbst und andere sorgen“.**

Am 15. Mai 2024 wäre er 90 Jahre alt geworden. Nachdem ich zunächst über seine Liedtexte im Evangelischen Gesangbuch auf ihn aufmerksam wurde, entdeckte ich nach und nach die Lyrik des Kollegen, der Pfarrer in St. Andreasberg im Oberharz und Hameln war und von 1967 bis 1998 Pfarrer an der Stadtkirche in Bad Pyrmont, wo er nach seiner Emeritierung im Ruhestand lebte. Detlev Block veröffentlichte über 80 Bücher, ist in mehr als 300 Anthologien und Sammelwerken mit Liedtexten, geistlicher Lyrik, Prosa und Meditationen vertreten.¹ Bitte arabische Ziffern! Nach längerem Nachdenken über das Thema „Gut für sich selbst und andere sorgen“ ist mir aufgefallen, wie hilfreich für mich viele seiner Gedichte geworden sind. Beginnen möchte ich meine kleine Auswahl pastoraltheologischer Kostbarkeiten mit „Lutherischer Augenblick“:

Lutherischer Augenblick

*Fröhlich
und guten Gewissens
schließe ich mein Büro.
Während ich
Mittagspause mache,
geht Gottes Sprechstunde weiter.*

Von den Gedichten, die ich auswendig kenne, gehört dieses für mich zu den wichtigsten. Es geht immer wieder darum, das Aufhören einzuüben. Es markiert sowohl die Bedeutung der Pause² als auch die heilsame Begrenzung des eigenen Tuns durch die Einsicht in die eigene Endlichkeit³. Allmachtsphantasien, zu denen wir Pfarrerinnen und Pfarrer manchmal neigen, wird hier leichtfüßig und mit Heiterkeit eine Absage erteilt. Schon länger begleitet mich auch sein Gedicht „Eine Birke zu trösten“:

Eine Birke zu trösten

*Schlecht sieht sie aus,
die Nachbarbirke
vor meinem Urlaubsfenster.
Nichts von der
vielgerühmten September-
oder Oktoberpracht.
Vom Sommer verbrannt,
vom Regen zerzaust,
steht sie
erbarmungswürdig da.*

*Ob Bäume Musik empfinden?
Leise öffne ich die Balkontür
und lasse einen Schwall
meiner Abendcassette ins Freie:
Johann Sebastian Bach,
Air aus der Suite Nr. 3 D-Dur.
Bei diesen himmlischen Klängen
würde es mich nicht wundern,
wenn sie
eine Birke zu trösten verstünden.*

Die Musik, so scheint es, kann Birken trösten und Menschen. Den Trost haben beide nötig. Im aufmerksamen Wahrnehmen von allem, was lebt, entdeckt Detlev Block immer wieder seine Verbundenheit mit der Schöpfung. Musik hat darum einen zentralen Platz beim Thema Selbstfürsorge und bei der Frage nach der Sorge um die Schöpfung verdient – jede und jeder wird hier eigene Vorlieben entdecken und im aktiven Musizieren oder einfach im Genießen Kraftquellen erfahren. Die aufmerksame und achtsame Naturbeobachtung wird für ihn immer wieder zu einem Gleichnis für das Leben, wie er in „Insel-Impression“ beschreibt:

Insel-Impression

*Unvermutete Wärme
im fallenden Nachmittag.
Einbiegen in eine Hoffnung.
Eine ganz gewöhnliche Düne,
auf die ich zugehe,
verwandelt sich vor meinen Augen
in ein weißes Plateau.
Festlich flattern die Gräser der Gnade.
Während ich mich trauernd
in den Flugsand der Jahre knie
– das Leben ist, wie es ist –,
schmettert die Sonne wie eine Fanfare,
knallt mir ihren Klartext auf die Haut:
Beschiene
im Auftrag eines Höheren.*

Wie schön und wie hilfreich, dass unter der „Gnadensonne“ auch die Trauer über das Flüchtige und Nichtige zur Sprache kommt. Für mich sprechen diese Zeilen von einer Verbundenheit mit der Schöpfung, in der ich trotz (oder vielleicht ge-

rade wegen) ihrer Zerbrechlichkeit und menschengemachten Ausbeutung Momente tiefster Geborgenheit erfahren kann. Ganz wunderbar finde ich auch die kurzen Zeilen „Adieu“, die nochmals den Fokus auf die Notwendigkeit der Selbstleitung⁴ und der Unterbrechung legen:

Adieu

*Jetzt
muss ich
nach Hause.*

*Ich habe
eine Verabredung
mit mir.*

*Hoffentlich
bin ich da,
wenn ich komme.*

*Ich habe mich
lange nicht mehr
gesprochen.*

In der beständigen Notwendigkeit der Ausbalancierung von Nähe und Distanz im Pfarrberuf finde ich diese Zeilen sehr wirksam und hilfreich. Was Arbeitsbelastung und Arbeitsverdichtung anbelangt, und wie schwierig es oft ist, mit dem „Unfertigen“ und „Halbgaren“ zu leben, hat der lutherische Theologe in seinem Gedicht „Ich beglückwünsche meinen Apfelbaum“ sehr treffend auf den Punkt gebracht:

Ich beglückwünsche meinen Apfelbaum

*Immer pflücken müssen,
bevor die Zeit da ist.*

*Schneller abliefern,
als es nachwächst.*

*So sind
unsere Tage gefragt.*

*Ich gäbe so gern
einmal wieder*

*eine reife Frucht
aus der Hand.*

Es wären noch eine Menge Fundstücke zu nennen, die aus der Feder von Detlev Block heilsam und wirksam in den Alltag von Pfarrerinnen und Pfarrern hineinsprechen. Im Sinne einer guten Selbstfürsorge will ich es bei dieser kleinen Auswahl an Kostbarkeiten belassen – sie gehören für mich zu den kleinen pastoraltheologischen Kostbarkeiten aus dem reichen Fundus von Bibelversen, Liedstrophen und (geistlichen) Gedichten, die mich in meinem Dienst und als Christenmensch stärken im guten Umgang mit mir selbst und den anderen.

Am Ende steht nicht zufällig das Gedicht „Dank“. Hier geht es – so meine Interpretation – mit Romano Guardini⁵ gesprochen um die beständige Herausforderung der Selbstannahme, um die menschliche Erfahrung und die Sehnsucht, gesehen und geliebt zu sein:

Dank

*Nicht an Sprüchen
gemessen werden.
Keine Schau
abziehen müssen.*

*Den Schild
absetzen dürfen,
ohne
verwundet zu werden.*

*Keine Entschuldigung
nötig haben.
Nichts erklären,
nichts beweisen müssen.*

*Verstanden,
angenommen sein,
wie man ist,
wortlos.*

■ Christoph Lang, Karlsruhe

- 1 Im Folgenden zitiere ich aus dem 1999 bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienenen, leider vergriffenen Sammelband „Lichtwechsel: Gesammelte Gedichte“ mit 410 poetischen Texten, die durch ein Register sehr gut erschlossen sind.
- 2 Vertiefendes dazu habe ich meinen Beitrag „Die Kunst der Pause.“ Seelsorge im Gespräch. Pastoralblätter 161 (2021) 824-828 entwickelt.
- 3 Vgl. dazu auch meinen Artikel: „Endlich leben – endlich Kirche sein: ein personenzentriert-pastoraltheologischer Zwischenruf.“ Deutsches Pfarrerblatt 117 (2017) 89-92.
- 4 Mit dem Fokus auf die Selbststeuerung habe ich dies ausführlicher entfaltet in: „Innere Karriere statt Innere Kündigung: Von der Kunst der Selbststeuerung im Pfarrberuf.“ Deutsches Pfarrerblatt 119 (2019) 85-96.
- 5 Eugen Biser (1985), Theologie als Therapie: Zur Wiedererlangung einer verlorenen Dimension, S. 149, benennt im Zusammenhang der therapeutischen Wirksamkeit von Theologie „das Guardini-Postulat, wonach die fundamentale Aufgabe des Menschen in der ‚Annahme seiner selbst‘ besteht“.

Drop-in-Taufaktion am 15. Juni, Martin-Luther-Kirche March

Die Idee der Drop-in-Taufe kommt aus Dänemark. Sie bezieht sich wie unsere anderen Taufen ebenfalls zunächst auf Matthäus 28, 19f. Sie richtet allerdings den Blick auf die Reihenfolge der Verben im Text: Zunächst heißt es „tauft“ und erst dann „lehrt“. Es geht nicht darum, als Voraussetzung für die Taufe ausreichend informiert zu sein bzw. gelernt zu haben. Die Drop-in-Taufe bringt gerade die Großzügigkeit und Voraussetzungslosigkeit der Gnade Gottes zum Ausdruck.

Der zweite biblische Text, auf den sich die Drop-in-Taufe bezieht, ist die Taufe des königlichen Beamten in Apostelgeschichte 8. Nach einem Gespräch über einen biblischen Text und seine Bedeutung auf Jesus Christus hin fragt der Kämmerer spontan: „Da ist Wasser. Was verbietet, dass ich getauft werde?“ Aus der Sicht des Philippus nichts, denn der tauft ihn umgehend.

Die bisherigen Erfahrungen mit Drop-in-Taufen zeigen, dass es sich dabei keineswegs um „Fast-food-Taufen“ handelt, wie es einige einwerfen. Die Menschen, die kommen, haben sich intensiv mit der Taufe auseinandergesetzt. Sie sind meist froh, hier ein niederschwelliges Angebot für eine Taufe zu erhalten und nutzen diese Gelegenheit.

Im Gegensatz zu den Taufen im Gemeindegottesdienst oder bei Tauffesten ist das Setting intimer und speziell für Erwachsene passender. Entscheiden sich Familien für ihre Kinder für eine Drop-in-Taufe, ist



meist der Gedanke damit verbunden, statt eines großen Familienfestes, im kleinen Kreis die Taufe zu feiern.

Drop-in-Taufen sind zwar kurz, aber sie können höchst individuell gestaltet werden. Dazu gehört eine Auswahl von Tauforten. In der March sind das neben der Kirche, ein Garten oder der Bach neben dem alten Mühlrad. Außerdem können sich die Täuflinge bzw. deren Familie „ihren“ Song aus einem breiten Repertoire von Kirchenliedern bis zu Popsongs wählen, der zu ihnen passt.

Ganz ohne Formalitäten geht es allerdings auch bei Drop-in-Taufen nicht: Erwachsene benötigen einen Personalausweis, Eltern für Ihr Kind eine Geburtsurkunde. In einem kurzen Anmeldeverfahren werden die Daten aufgenommen und eine Taufurkunde vorbereitet. Es erfolgt der Hinweis, dass die Taufe gleichzeitig die Mitgliedschaft in der Kirche bedeutet. Es findet ein kurzes „Taufgespräch“ statt. Die Taufe wird danach an die jeweilige „Heimatgemeinde“ weitergemeldet. Dadurch entsteht die Möglichkeit für die Gemeinde, mit ihren neuen Mitgliedern Kontakt aufzunehmen.

■ Marika Trautmann, March und Rainer Heimburger, Karlsruhe

Pfingstbrief an Bruder Putin

Die Schriftleitung hat der im Folgenden abgedruckte „Pfingstbrief“ des Pfarrers Hans-Ulrich Carl aus Baden-Baden erreicht. Wir stellen diesen Text als Gedanken eines Kollegen zur Diskussion. Wie andere Texte im Pfarrvereinsblatt spiegelt er die Meinung des Autors wider und lädt zur politischen und theologischen Auseinandersetzung ein.

Lieber Bruder Wladimir!

Heute ist Pfingsten -
es ist der Tag des Heiligen Geistes,
der Tag der Versöhnung
aller Völker und Zungen.
Und da hab ich ein paar Fragen
an Dich, meinen Bruder in Christus.

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum überfällst Du ein Land,
das Dich nicht bedroht?
Kein Land der Welt hat die Absicht,
das mächtige Russland anzugreifen.

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum wählst Du das altmodische
Mittel des Krieges,
um ein Land für Dich zu gewinnen.
Hast Du nicht alle Wege des Handels
und der Freundschaft in der Hand gehabt
– lauter mächtige geistige Kräfte?

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum behauptest Du,
alle Ukrainer wären Nazis?
In jedem Land gibt es
unter anderem

nationalistische Fanatiker -
auch in Russland.

Aber das Land, das Du angreifst,
ist auf dem Weg zur Demokratie.

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum entziehst Du Deinem Volk
Deine Liebe -
und schickst kaltblütig
tausende Söhne, Väter und Ehegatten
an eine mörderische Front,
wo sie viele grässliche Tode sterben?

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum raubst Du Dein eigenes Land aus
und vergeudest die wunderbarsten
Rohstoffe,
um damit Waffen zu bauen,
die niemandem nützen -
außer dem Tod?

Lieber Bruder Wladimir,

ich verstehe Dich nicht:
Warum sorgst Du nicht
für den Wohlstand Deiner Mitbürger
und baust Schulen, Krankenhäuser,
Konzertsäle und Schwimmbäder
und machst Dein Land

zu einem modernen Wohlfahrtsstaat,
in dem alle gerne leben wollen?
Der Krieg macht alle nur ärmer!

Lieber Bruder Wladimir,
ich verstehe Dich nicht:
Warum trennst Du dich
von der Weltgemeinschaft?
Warum sperrst Du dich ein
in Deinem schönen Land?
In viele Länder der Welt
kannst Du gar nicht mehr reisen,
angeklagt als Kriegsverbrecher.
Da gibst Du einen Teil Deiner Macht
der Weltgemeinschaft preis!

Lieber Bruder Wladimir,
ich verstehe Dich nicht:
Warum umgibst Du dich
mit Heuchlern und Schmeichlern
und machst dich abhängig von
Staatsmännern,
die doch alle Deine Lügen
durchschauen?
Oder meinst Du wirklich,
China und Indien wären ehrlich Freunde?

Lieber Bruder Wladimir,
ich verstehe dich nicht:
Warum hast du Angst

vor jeder kritischen Stimme?
Ist Deine Seele so schwach,
sind deine Behauptungen so falsch,
dass sie keinen Widerspruch
ertragen können?
Was ist das für eine Macht,
die bei ehrlichen Worten
zittert wie Espenlaub?

Lieber Bruder Wladimir,
ich verstehe dich nicht:
Warum fasst du nicht den Mut
des wirklich Starken,
nimmst Deinen Stolz ein wenig zurück
und trittst auf den Weg des Friedens,
den der Geist des Pfingstfestes
Dir zeigt?
Du könntest zum Segen werden
für die ganze Erde.

Mit brüderlicher Umarmung
grüßt Dich als ferner Begleiter
Dein Bruder in Christus
Hans-Ulrich Carl
aus Baden-Baden.

Unser Gebet für dich geht weiter.

Die „Quartalsgeburtstage“ wurden in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Die „Quartalsgeburtstage“ wurden in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Die „Quartalsgeburtstage“ wurden in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Die „Quartalsgeburtstage“ wurden in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Beitragsordnung des Evang. Pfarrvereins in Baden e.V.

- 1) Für die Mitgliedschaft im Evang. Pfarrverein in Baden e.V. werden Beiträge erhoben.
- 2) Der Monatsbeitrag für die Vereinsmitgliedschaft ohne Krankenhilfe beträgt 10,00 Euro.
- 3) Der Monatsbeitrag für die Vereinsmitgliedschaft mit Krankenhilfe und für die Mitgliedschaft in der Solidargemeinschaft (jeweils als Absicherung der Beihilfedifferenz) ist nach Einkommen wie folgt gestaffelt:
 - Einkünfte bis 800,00 Euro brutto / Monat (9.600 Euro / Jahr):
beitragsfrei/10,00 Euro f. Vereinsmitglieder
 - Einkünfte bis 1.700,00 Euro brutto / Monat (20.400 Euro / Jahr):
70,00 Euro
 - Einkünfte über 1.700,00 Euro brutto / Monat (20.400 Euro / Jahr):
8,0% vom Grundgehalt / Bruttoeinkommen
 - Bei Geistlichen im Ruhestand:
8,0% vom Grundgehalt x Ruhegehaltssatz
 - Bei Witwen/Witvern:
Ruhestandsbeitrag x Witwensatz (60%/55%)
 - Bei Lehrvikar/innen:
35,00 Euro
 - Bei Beurlaubung ohne Einkünfte:
beitragsfrei/10,00 Euro f. Vereinsmitglieder

Der Vereinsbeitrag in Höhe von 10,00 Euro im Monat ist bei Vereinsmitgliedern mit Krankenhilfe jeweils im Beitrag beinhaltet.

- 4) Berücksichtigt werden (Versorgungs-) Bezüge, Grundgehalt aus Beamtentätigkeit, Gehalt, Stipendien, Renten aus Berufstätigkeit (auch Mütterrente, Erwerbsunfähigkeitsrente, Rente aus Pflegefähigkeit), Arbeitslosengeld und Selbstständigen-Einkünfte (freiberuflich/Gewerbe) sowie ggf. Unterhaltszulagen im Auslandsdienst. Bei mehreren Einkunftsarten werden diese aufsummiert.
- 5) Regelmäßige monatliche Nebeneinkünfte aus Berufstätigkeit zusätzlich zu einer Beamtenversorgung sind ab einer Höhe von 800,00 Euro bei der Vereinsmitgliedschaft mit Krankenhilfe sowie bei der Mitgliedschaft in der Solidargemeinschaft beitragspflichtig.
- 6) Zusätzliche eigene Renten bei Witwen/Witwern über 450,00 Euro sind beitragspflichtig. Die Rente wird auf die Witwenversorgung aufsummiert.
- 7) Zum Nachweis über die Höhe der Einkünfte sind bei Mitgliedern, deren Beitrag nicht automatisch von den Bezügen eingezogen wird, die aktuellen Gehalts- / Rentenmitteilungen oder -nachweise (bei Selbstständigen: Einkommensteuerbescheide) regelmäßig, lückenlos und unaufgefordert an die Geschäftsstelle des Pfarrvereins zu senden.
- 8) Für den Fall einer Absicherung in Höhe von 100% der als beihilfefähig anerkannten Krankheitskosten gilt eine abweichende Beitragssystematik: Beitragsgrundlage bildet das Grundgehalt nach A14 St. 8 gem. der aktuell gültigen Besoldungstabelle der Evang. Landeskirche in Baden. Auf dieses Grundgehalt wird ein Beitrag in Höhe von 16,0% (doppelter Beitragssatz) erhoben.
- 9) Verbleibt ein Kind eines Mitglieds in der Krankenhilfe, wenn die Berücksichtigungsfähigkeit in der Beihilfe nicht mehr besteht, gilt im Falle einer nötigen Absicherung von 100% der als beihilfefähig anerkannten Krankheitskosten Punkt 8) dieser Beitragsordnung.
Verfügt das Kind über eine eigene Beihilfeberechtigung, wird für die gem. Satzung verbleibende Differenzabdeckung durch die Krankenhilfe ein Beitrag in Höhe von 8,0% des Grundgehaltes nach A14 St. 8 gem. der aktuell gültigen Besoldungstabelle der Evang. Landeskirche in Baden erhoben.
Sehr viel günstiger ist die Inanspruchnahme der Anwartschaftsversicherung des Pfarrvereins bei der VRK.

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies ist möglich bei der AOK des Studien- oder Wohnortes; falls der Studierende schon bei einer anderen gesetzlichen Krankenkasse versichert war, geht es auch dort. Gegebenenfalls ist für die gesetzliche Krankenkasse eine Bescheinigung von uns nötig.

Die Freistellung von der Versicherungspflicht in der Gesetzlichen Krankenversicherung empfiehlt sich dann, wenn das Kind für die Dauer des Studiums weiterhin über Beihilfe und Pfarrverein berücksichtigt werden soll.

Jedoch gilt hier zu beachten: Die Berücksichtigung in Beihilfe und Pfarrverein gilt nur so lange, wie auch Kindergeld gezahlt wird, also maximal bis zum Ende des Jahres, in dem der Studierende 25 Jahre alt wird (ggf. zuzüglich Bundesfreiwilligendienst/Wehrdienst).

Dauert das Studium länger, oder auch bei Studienabbruch muss nach Ende der Berücksichtigung in der Beihilfe eine 100%ige Absicherung der Krankheitskosten auf eigene Kosten erfolgen, z.B. bei einer Privaten Krankenversicherung. Eine Weiterversicherung in der Krankenhilfe des Pfarrvereins ist nicht vorgesehen. Bei einem Verbleib in der Krankenhilfe ist gemäß unserer Beitragsordnung mit einem hohen monatlichen Beitrag zu rechnen.

Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange.

Auch die Familienfürsorge/VRK berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. **Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, sich bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs (durch Überschreitung der Altersgrenze) zu günstigeren Bedingungen zu versichern.**

In der Beihilfe mitberücksichtigte Kinder werden von uns auch in der Krankenhilfe berücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag

**Montag, 23. September bis
Mittwoch, 25. September 2024 in Kaiserslautern**

Informationen und Anmeldeformular finden Sie im Deutschen Pfarrerblatt 4/2024 oder online: www.pfarrerverband.de/pfarrertag

Der Badische Pfarrverein gewährt einen
Teilnahme-Zuschuss von
100 Euro pro Mitglied nach Ablauf des
Deutschen Pfarrertages anhand der dort geführten
Teilnahmeliste. Eine Beantragung ist nicht erforderlich.

Der Zuschuss wird im November 2024 ausbezahlt.
Delegierte und Teilnehmende der Sonderkonferenzen
wurden bereits vorab eingeladen.

Zum Berufsgruppenprofil von DiakonInnen und PfarrerInnen

Kaum war der Artikel für die Juniausgabe über das Berufsprofil von PfarrerInnen und DiakonInnen¹ bei der Schriftleitung abgegeben, da wurden zwei weitere Neuerungen bekannt, die zu dieser Thematik gehören:

- 1) An der Freiburger Evangelischen Hochschule wird es ab 2025 einen praxisintegrierenden Studiengang geben, bei dem ein Bachelor Religionspädagogik/Gemeindediakonie in der Weise erworben werden kann, dass bei Anstellung durch die Landeskirche ein 50 %-Einsatz in einer landeskirchlichen Gemeinde bei 50 % Freistellung für das Studium an der EH stattfindet².
- 2) In der Maiausgabe des Gesetzes- und Verordnungsblatts wurde erstmals der Unterricht an allgemeinbildenden Gymnasien in die Tätigkeitsmerkmale der Entgeltordnung aufgenommen³. Damit können dort nun auch DiakonInnen unterrichten (mit Entgeltgruppe 13); der Pfarrvertretung ist bekannt, dass das auch schon der Fall ist.

Mit diesem zweiten Punkt lässt sich nun definitiv sagen, dass es hinsichtlich der Aufgabenzuweisung **keine eigenständige Profilierung der Berufsgruppen mehr** gibt⁴. Der Vortrag vor der Frühjahrssynode „Kirche ein Gesicht geben“ zu Einblicken in die Gewinnung, Begleitung, Förderung und Ausbildung des theologischen Nachwuchses hat dennoch einen

Versuch der eigenständigen Profilierung des EH-Studiums als „praxisorientiertes Studium mit anschließender Arbeit nah am Menschen“ unternommen. Das wirft natürlich die Frage auf, ob PfarrerInnen etwa nicht nah am Menschen arbeiten und ob die zweijährige praktische Ausbildung im Lehrvikariat nicht wahrgenommen wird. Oder ist die Rede vom „praxisorientierten Studium“ eher eine Umschreibung dafür, dass dem Studiengang dann doch ein gewisses theoretisches Niveau fehlt? Dann aber stellt sich zwangsläufig die Frage, wie sich die unterschiedlichen Profile der Studiengänge in der beruflichen Praxis und deren Rahmenbedingungen abbilden, wenn man nicht die längere wissenschaftlich-theologische Ausbildung von PfarrerInnen für letztlich verzichtbar erklären möchte.

Der von DiakonInnen zuweilen zu hörende Satz „Ich bin bewusst DiakonIn geworden und nicht PfarrerIn“ ist vor diesem Hintergrund eines fehlenden Aufgabenprofils der Berufsgruppen nicht wirklich nachvollziehbar, es sei denn, man interpretiert ihn als bewusste Wahl des kürzeren Ausbildungswegs (keine alten Sprachen, weniger Theologie) oder als Entscheidung für die günstigeren Rahmenbedingungen (39 Stunden-Woche mit Mehrarbeitsausgleich oder -vergütung). Was es allerdings tatsächlich gibt, sind DiakonInnen, die unter Berufung auf ihr Berufsgruppenprofil bei der Aufgabenverteilung in Dienstgruppen keine Kasualien und keine sonntäglichen Gottesdienste übernehmen wollen, da sie ja

ein religionspädagogisches Profil hätten. Wenn das zukünftig unter den Bedingungen des Terministundenmodells erfolgt⁵, dann heißt das, dass gerade die Tätigkeiten, bei denen der unterstellte 1:1-Mix von Vorbereitung und Durchführung am wenigsten funktioniert, den PfarrerInnen vorbehalten bleiben.

Wenn die vorbereitungsintensivsten Tätigkeiten im Dienstplan bei PfarrerInnen Übergewichtig vertreten sind, bei DiakonInnen dagegen untergewichtig – bei ohnehin schon problematischen 25% Unterschied bei den Wochenarbeitszeiten (DiakonInnen: 16,8 Terministunden, PfarrerInnen: 21 Terministunden⁶), droht das Terministundenmodell seine Plausibilität vollends zu verlieren. Wenn derartige Aufgabenverteilungen nicht zu Konflikten in Dienstgruppen führen sollen, muss hier unbedingt gegengesteuert werden. Wichtig ist mir, dass es hier nicht um persönliche Konflikte geht – die engagierte Arbeit von DiakonInnen ist unbedingt anzuerkennen. Das Problem ist, dass hier Menschen miteinander arbeiten, deren Arbeitsbelastung strukturell so unterschiedlich ist, dass sich das zwangsläufig auf die Arbeitsatmosphäre auswirken wird. Die Bindung an die beamtenrechtlich gegebene 41 Stunden-Woche auch im Pfarrdienst wäre ein klares Signal, dass die Problematik der hohen Arbeitsbelastung wahr- und ernstgenommen wird.

Zum erstgenannten Punkt oben: In Zukunft wird man also landeskirchlich bereits angestellt den Bachelor in Religionspädagogik in einem praxisintegrierenden Studiengang (der auch als Onlinestudiengang durchführbar sein soll)⁷ erwerben können und den Master (das gilt jetzt

bereits) dann in einem Teilzeitstudium von 4 bis 6 Semestern⁸ bei gleichzeitiger bezahlter Wahrnehmung eines Auftrags im Religionsunterricht. Und danach kann man sich vom Land Baden-Württemberg als „Status Quo“-Lehrkraft ins öffentlich-rechtliche Dienstverhältnis mit A 13/14 übernehmen lassen und – ohne jemals eine Universität erlebt zu haben oder eine alte Sprache gelernt zu haben – SchülerInnen in der Kursstufe zum Abitur führen⁹. Es ist wenig wahrscheinlich, dass Personen mit dem oben geschilderten Ausbildungsweg AbiturientInnen nahebringen, warum ein theologisches Studium an einer Universität reizvoll sein könnte. Damit stellt sich die Frage nach den Auswirkungen für die Gewinnung von Nachwuchs im Pfarrberuf: Wenn ein bezahltes duales Hochschulstudium DiakonInnen den gleichen Zugang zu allen Aufgaben des Pfarrdienstes eröffnet wie den Pfarrerrinnen ein von den Eltern bezahltes oder sogar mit Studienkrediten verbundenes zeitlich längeres Universitätsstudium in Theologie – welche Auswirkungen wird das auf die Wahl des Theologiestudiums haben? Bereits jetzt haben sich die Theologiestudierendenzahlen an der Heidelberger Fakultät in den letzten 10 Jahren halbiert.

Wie will die Ekiba zukünftig gewährleisten, dass ein wissenschaftlich-theologisches Studium an einer Universität attraktiv bleibt? Oder aus anderer Perspektive: Ist der Landeskirche bewusst, welche Folgen es hätte, wenn wissenschaftlich-theologische Kompetenz in der Landeskirche fehlt, weil die Anreize für ein entsprechendes Studium nicht mehr vorliegen?

Was bedauerlich ist: Die Versuche, das

EH-Studium und den Beruf der DiakonInnen attraktiver zu machen, fruchten bislang offenbar noch nicht; die Zahl der offenen Stellen ist bei den DiakonInnen trotz geringerer Stellenzahl deutlich höher als bei den PfarrerInnen¹⁰. Das sollte allerdings nicht dazu verleiten, der Attraktivität des Pfarrberufs keine Aufmerksamkeit zu widmen – die Aussage im vorhin erwähnten Vortrag vor der Landessynode „Die wenigsten LehrvikarInnen kommen aus Pfarrhäusern“¹¹ könnte angesichts der großen Zahl an Kindern, die bei den geburtenstarken Jahrgängen in die Fußstapfen ihrer Eltern hätten treten können, durchaus Anlass zum Nachdenken geben.

Arbeitszeitregelung im Pfarrdienstgesetz der EKD?

Im April hat der Rat der EKD ein **Stellungnahmeverfahren zur Änderung des Pfarrdienstgesetzes der EKD** eingeleitet. Ziel des Gesetzentwurfs ist die Einführung eines neuen § 25 Abs. 2a zu **Arbeitszeitregelungen im Pfarrdienst**. Vorausgesetzt, die EKD-Synode im November 2024 stimmt dem Entwurf zu, stellt der Text fest, dass der pfarramtliche Dienst unter Berücksichtigung der Belange des Gesundheitsschutzes und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie wahrgenommen werden können muss. Dazu werden die Gliedkirchen der EKD verpflichtet, bis zum Jahresende 2026 Regelungen zu Ordnung, Umfang und Planbarkeit des Dienstes zu erlassen, um eine angemessene Arbeitsverteilung und notwendige Priorisierung der Aufgaben zu ermöglichen.

Die Begründung des Entwurfs verweist auf das Urteil des Europäischen Gerichts-

hofs von 2019 zur Arbeitszeiterfassung und dessen Auslegung durch das Bundesarbeitsgericht 2022 unter Hinweis auf das deutsche Arbeitsschutzgesetz, das auch für PfarrerInnen gilt. Gar keine Regelungen zur Arbeitszeit zu treffen, ist also nicht möglich, da es ohne solche Regelungen auch keine Möglichkeit zur Arbeitszeiterfassung gibt. Arbeitszeiterfassung kann dabei auch in Form von Vertrauensarbeitszeit erfolgen, bei der eine durchschnittliche Wochenstundenzahl hinterlegt und mit einer Aufgabenplanung beschrieben wird.

Der Verband der Pfarrvereine hatte im September 2022 gefordert, die im staatlichen Recht für öffentlich-rechtliche Dienstverhältnisse geltenden Arbeitsschutzbestimmungen (auf die bereits § 54 Abs. 1 PfdG.EKD verweist) so auf den Pfarrdienst anzuwenden, dass ein Schutz vor zeitlich entgrenztem Arbeiten gewährleistet ist. Der Verband hat deshalb die EKD aufgefordert, in ihrem Pfarrdienstgesetz verbindliche Regelungen über Arbeitszeiten, dienstfreie Zeiten ohne Erreichbarkeitspflicht sowie über Ruhezeiten zu treffen, und zwar unter Orientierung an den durchschnittlichen Wochenarbeitszeiten in den beamtenrechtlichen Regelungen des Bundes oder der Länder (je nachdem, welches Recht die jeweilige Gliedkirche anwendet).

Daher ist die Zielrichtung des Entwurfs an sich begrüßenswert. Allerdings ermöglicht der Entwurf in der vorliegenden Form auch Regelungen, die sich nicht an den beamtenrechtlichen Vorgaben der Arbeitszeitverordnung für Bundesbeam-

Innen (AZV) oder ihrer landesrechtlichen Entsprechungen orientieren. Es ist daher schade, dass es laut Begründung zum Gesetzentwurf nicht gelungen ist, im Vorfeld eine einheitliche Position der Gliedkirchen im Blick auf die Anwendung beamtenrechtlicher Regelungen zu erreichen. Wenn es nicht gelingt, an dieser Stelle noch eine Verständigung in der EKD-Synode herbeizuführen, wird es also zukünftig Landeskirchen geben, die die Regelungen für Bundesbeamtinnen und Bundesbeamte entsprechend anwenden, und andere, die das nicht tun. In jüngster Zeit hat die Rheinische Landeskirche in ihrem Ausführungsgesetz zum Pfarrdienstgesetz der EKD die 41 Stunden-Woche festgelegt; die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und die Hannoversche Landeskirche haben entsprechend ihrem Landesbeamtenrecht sogar die 40 Stunden-Woche eingeführt. Dass Einheitlichkeit im Blick auf die Marktlage im Bereich der Personalgewinnung und Personalhaltung wünschenswert wäre, hält die Begründung des Gesetzentwurfs ausdrücklich fest.

Leider sieht es in Baden allerdings so aus, als würde die beamtenrechtlich vorgegebene 41-Stunden-Woche nicht für ausreichend erachtet – die kürzlich bekanntgewordene Handreichung „Regeldeputat RU in Kooperationsräumen“ (die im Internet nicht zugänglich ist und die auch der Pfarrvertretung nicht zur Stellungnahme vorgelegt wurde) geht von 21 Terminstunden aus; das sind 42 Wochenstunden plus die dazugehörigen Fahrtzeiten im Dienst. Insofern bleibt zu hoffen, dass die verbleibende Zeit bis zu einer

Entscheidung der Landessynode (frühestens im April 2025) genutzt werden kann, um in einem breit angelegten Meinungsbildungsprozess doch noch zu einem Ergebnis zu kommen, das die Geltung der beamtenrechtlichen Regelungen festhält.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung, Stutensee

-
- 1 Abrufbar auf den Homepages von Pfarrverein und Pfarrvertretung.
 - 2 So der landeskirchliche Beauftragte für die DiakonInnen Werner Volkert vor der Landessynode am 16.4.24 im Rahmen des Vortrags „Kirche ein Gesicht geben – Einblicke in die Gewinnung, Begleitung, Förderung und Ausbildung des theologischen Nachwuchses“ von Kirchenrätin Prof. Dr. Rolf, Predigerseminarleiterin Lehmann-Etzelmüller und Werner Volkert.
 - 3 GVBl 5/2024, Nr. 58 Artikel 1, Punkt 2 (bisher war dort nur das berufsbildende Gymnasium genannt).
 - 4 Vom Zugang zu kirchlichen Leitungssämtern oberhalb der Ebene des Kooperationsraums abgesehen
 - 5 Eine ausführliche Darstellung des Modells findet sich in den Pfarrvereinsblättern 2-3/2024 (abrufbar auf den Homepages von Pfarrverein und Pfarrvertretung).
 - 6 Wenn 39 Wochenstunden 16,8 Terminstunden entsprechen, entsprechen die 41 Wochenstunden des Bundesbeamtenrechts eigentlich 17,7 Terminstunden. 21 Terminstunden entsprechen dann 48,75 Wochenstunden.
 - 7 Zitat aus dem genannten Vortrag, der im Livestream verfolgt werden konnte und voraussichtlich im Lauf des kommenden Jahres noch in den Verhandlungen der Landessynode veröffentlicht werden wird.
 - 8 Vgl. www.eh-freiburg.de/master-religionspaedagogik/
 - 9 Nach dreijähriger Berufstätigkeit (die neben dem Teilzeitmasterstudiengang stattfinden kann), vgl. die 2012 getroffene Vereinbarung über das Verfahren bei der Übernahme von staatlich ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern, Theologinnen und Theologen und von graduierten Religionspädagoginnen und Religionspädagogen in den Landesdienst. (www.kirchenrecht-baden.de/document/28509)
 - 10 Stichtag 9. Mai 32,5 freie Pfarrstellen und 47 freie Stellen bei den DiakonInnen. Die größten Pensionierungsjahrgänge 1958 bis 1964 sind aber noch im Dienst!
 - 11 So die Leiterin der Abteilung Theologische Ausbildung und Prüfungsamt im EOK Prof. Dr. Rolf.

Johannes Schweikle / Daniel Keyerleber:

Über den Schwarzwald. Entdeckungsreise auf dem Westweg

8 gradverlag, Freiburg 2024, 255 Seiten

Wer den Schwarzwald erfahren will, muss ihn erwandern! Das lerne ich, wenn ich Johannes Schweikle auf seinen Strecken über den Westweg folge – das sind 285 Kilometer von Pforzheim nach Basel, die sich nicht einfach mal herunterlaufen lassen, die durchaus Mühe machen, bergauf, talab, in der Hitze des Sommers, in der winterlichen Kälte.

Johannes Schweikle ist sie gegangen, um zu ergründen, was „Heimat“ ist. Denn der Schwarzwald ist eines der National-symbole für das, was „Heimat“ sein soll: Waldeslust und romantisches Mysterium im dunklen Forst, Tannenidyll und dazwischen gerade Menschen, die zupacken und gestalten, mit der Axt in der Hand und dem Bollenhut auf dem Kopf. Davon erlebt der literarische Wanderer einiges, aber „Heimat“ geht darin nicht auf.

Die „Entdeckungsreise auf dem Westweg“ verschließt nicht die Augen davor, dass an diesem Wald Raubbau getrieben wurde, dass diese grüne Lunge hier und da an industrieller Tuberkulose leidet, dass seine touristische Attraktivität mühsam zurückgewonnen werden muss (und gerne nachhaltig!). Das Buch bietet beides: Es hilft, die tatsächliche Schönheit dieser zu Recht vielbesungenen Landschaft (wieder) zu entdecken; und es verschließt die Augen nicht vor den Problemen, die der hier und

da auch geschundene Wald hat, und mit denen die umgehen müssen, die in seinen Tälern und an seinen Hängen wohnen.

Der Begegnungen auf dem Weg gibt es viele. Reale sind dabei, Mitwanderer*innen und für Wald und Landschaft Engagierte, aber lesend begegne ich auch der nahen und fernen Vergangenheit des Schwarzwaldes – und seiner möglichen Zukunft. Im Lücke auslassn! „Du“, das Johannes Schweikle ab und zu anspricht, bin ich mitgemeint. Ich lese von Hebel, von Heidegger, von Peter Munk aus dem „Kalten Herzen“, vom „Schwarzwaldmädel“ (den ersten deutschen Farbfilm), dem Tourismus der 50er Jahre und von Georg Thoma, dem „Schneekönig“, von Friedrich Hecker und den Revolutionären (die’s weit nicht gebracht haben) und vom Wolf, der wieder da ist. Das alles und noch viel mehr im besten Sinne „en passant“, beim Wandern, das begreifen hilft, was einst relevant war und es heute noch oder wieder ist.

Es ist ein reiches Buch, bereichert zudem durch die Fotografien von Daniel Keyerleber, die das Erzählte nicht illustrieren, sondern Schweikles Wanderungen und Reflexionen kommentieren. Sie zeigen, wie der Erzähler es tut, diese „Heimat“ als wunderschön und bedroht, als paradisisch und zerstört.

Grundsätzlich lässt Johannes Schweikle mich verstehen (Nein, denn das Stehen bringt mich nicht auf den Weg, es verharrt in alten Bildern und Einsichten!) – lässt er mich ergehen, den Schwarzwald zu entdecken. Eine Erkenntnis hilft: „Der Schwarzwald ist ein gelassenes Gebirge. Er hat die Größe, über sich selbst hinauszudeuten.“

■ Thomas Weiß, Baden-Baden

Thomas Weiß:

Wäre da doch jemand,
der mich hört!,
Wege durch Zeiten des Leids

Gütersloher Verlag 2024, 192 Seiten

Kurzum und vorneweg gesagt: ein lebenswertes Buch! Nicht nur für Menschen, die andere seelsorgerlich begleiten und nach einer zeitgemäßen und die Tiefe persönlicher Existenz ergreifenden Sprache suchen, sondern auch für jeden, der Trost und Zuspruch sucht in bedrängten Tagen.

Es gelingt dem Autor, den Lesenden von der ersten Zeile an in ein Gespräch hineinanzuziehen, das er selbst mit Gott führt über die Fragen nach Gott und seiner Gegenwart in diesen Situationen. Wir dürfen bei ihm auf der Bettkante sitzen, wie er angesichts der eigenen schweren Erkrankung in einen Dialog mit einem Sterbenskranken verwickelt wird, wie er sich selbst, anderen und Gott Rede und Antwort steht. Wo ist Gott, wenn das Leben zu Ende ist?


Thomas Weiß hat als Seelsorger oft versucht, mit betroffenen Menschen Antworten zu finden. Als ihn selbst die Not trifft und eine Krankheit sein Leben bedroht, kommt ihm, was er gesagt und sich zurechtgelegt hat, leer vor. Gott rückt ihm fern. Findet er in seiner Angst noch Gehör bei dem, auf den er bisher vertraut hat? Er zweifelt, aber er will diesen Gott nicht loslassen.

Auf der Suche schreitet er die Weite des biblischen Gottesbildes ab: der schweigende, der fragwürdige, der verschattete, der versehrte Gott und natürlich der ersehnte Gott, um nur einige zu nennen.

Die Position des Autors ist nicht die einer kalten, sezierenden Rationalität, die nach der Rechtfertigung Gottes angesichts des Leides fragt, unbeteiligt und fern des Leidens der Menschen, sondern hier ringt Thomas Jakob Weiß am Jabbok mit seinem Gott. Unversehrt kommt man aus dieser Nacht nicht heraus, aber man bleibt auch nicht ungetröstet. So findet der Autor in diesem Ringen eine tröstende, alltags-taugliche und vor allem theologisch verantwortete und verantwortliche Sprache, die in vierzehn Kapiteln entfaltet wird. Hier mündet die Theologie, die den Tod Gottes in Christus am Kreuz ernst nimmt, in eine Theologie der Hoffnung, die Gott auch jenseits des Kreuzes in der Hoffnung auf Auferstehung und Begleitung vor und im Sterben erkennen kann.

Anfang und Ende des Buches sind dem eindringlichen Füssener Totentanz in der St.-Anna-Kapelle des ehemaligen Benediktinerklosters Sankt Mang gewidmet, der sich in zwanzig Stationen den unterschiedslosen Tod aller Menschen verkündigt, aber den Tod nicht als das schreckliche Grauen, sondern den fiedelspielenden Unvermeidlichen beschreibt, der zum letzten Tanz aufspielt, aber gerade darin dem Sterben das letzte Grauen nimmt.

Wie kann das Buch verwendet werden? Sicherlich kann es Menschen, die in der



Seelsorge tätig sind, Worte leihen, wo die eigenen Worte fehlen. Sicher kann es aber auch Menschen begleiten als ein Trostbuch in leiderfüllten Tagen.

Die Meditationen, Gedichte, kleinen Geschichten und Essays dieses Buches sind Zeugnisse dieses Ringens. Sie zeigen: In der Not kann der Zweifel an der Gottes Gegenwart die Gestalt des Glaubens sein, die durch alles hindurchträgt. Ein Buch, das sich den schweren, den letzten Fragen des Lebens stellt und gerade darum tröstet und hilft.

■ Uwe Hauser, Karlsruhe

„Freud und Leid“ wurde in der Online-Ausgabe zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Schriftleitung:

Catharina Covolo und Dr. Jochen Kunath

Catharina Covolo
Taubenstr. 8
76199 Karlsruhe
Tel.: 0721/881434

Dr. Jochen Kunath, EOK,
Blumenstraße 1–7,
Tel.: 07 21/9175-360.

Textbeiträge senden Sie bitte an:
schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber:

Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in
Baden e.V., Vorsitzender: Pfarrer Dr. Stefan Royar
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe
Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35
76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de
E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik, Gestaltung und Versand:

Perfect Page, Herrenstraße 50a, 76133 Karlsruhe

Text-/Bildnachweis:

Titelbild: tiero, adobe stock

Auflage: 1850 auf chlorfreiem Papier


Herstellung: Karl Elser Druck GmbH
Niederlassung Karlsbad, Ettlinger Straße 34
76307 Karlsbad-Langensteinbach

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers
und der Schriftleitung wieder.



Zu guter Letzt

Mein 23. Psalm



*und ob ich schon
auf der suche nach
dem frischen wasser
im finstern wanderte
und nicht mehr
ausmachen kann wo der
Polarstern steht nach dem
ich mich richten könnte
höre ich wie ein Blinder
umso schärfer den
Wortlaut der sich auf
Anhieb selber zitiert
von Anfang an hin
zu dem großen Finale
wo alle Register
gezogen werden
Zungen- und Lippenpfeifen
Bläser und Streicher
bis zu dem ohrenbetäubenden
dreitönigen Schlusssatz
immerdar*

Eva Zeller